Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 23 (1925)

Artikel: Eine Basler Büchersammlung aus dem 18 Jahrhundert
Autor: Steiner, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-113558

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Basler Büchersammlung aus dem 18. Jahrhundert.

Von

Gustav Steiner.

„Eine Kulturgeschichte Basels im 18. Jahrhundert wäre ein überaus lehrreiches Buch ...“ Diese Worte stehen in einem Aufsatz über die Erhaltung vaterländischer Altertümer in Basel [1]). Seitdem sie niedergeschrieben worden, sind mehr als 35 Jahre vergangen. Der Verfasser jenes Aufsatzes hat unterdessen die politische, aber auch die Kulturgeschichte Basels im Mittelalter, und zuletzt die glänzende Epoche des Humanismus dargestellt. Dann lockte die Schilderung des Zeitalters der Aufklärung. Aber es war dem unermüdlichen Forscher nicht vergönnt, diese Absicht zu Ende zu führen.

Es bleibt immer die schwierigste Aufgabe, den Charakter einer Epoche darzustellen. Es ist leichter, politische Vorgänge festzuhalten als die Denkweise der Menschen einer bestimmten Zeit kennen zu lernen. So sind auch die Vorgänge der Revolutionszeit von greifbarer Deutlichkeit; aber die Umwälzung der Gedanken und Anschauungen, der Übergang, der sich von einer zur andern Generation vollzieht, ist nicht ohne weiteres sichtbar. Nur aus der Fülle verschiedenster Lebensäußerungen läßt sich ein Bild der vergangenen Gesellschaft gewinnen. Wer die Vergangenheit zu ihrem ursprünglichem Leben erwecken will, der sucht die Spuren des Alltags auf. Das Unscheinbare gewinnt in seinen Augen Wert und Bedeutung. Aus diesem Grunde lohnt es sich, aus den Papieren des Basler Staatsmannes Peter Ochs diejenigen herauszugreifen, die weniger mit seiner politischen Tätigkeit, aber um so mehr mit seiner Bildung zu tun haben. Die Frage drängt sich auf: was wurde im Zeitalter der

[1]) Rudolf Wackernagel, Die Erhaltung vaterl. Altertümer i. Basel. Basler Jahrbuch 1888, S. 243.

Aufklärung und Revolution in Basel gelesen? Und wenn auch die Antwort nicht ohne Einseitigkeit ist, — denn Ochs kann nicht als der Basler schlechthin gelten, — so erhalten wir doch Aufschlüsse, die unsere Vorstellung von der damaligen baslerischen Kultur erweitern, besonders dann, wenn wir uns in der Betrachtung nicht von einem Schema, sondern von den überlieferten Notizen leiten lassen und gelegentlich auch einen Seitenpfad einschlagen, sofern er zum Ziele führt.

Im Nachlaß von Peter Ochs befindet sich ein Bücherverzeichnis seiner eigenen Bibliothek [1]). Es ist auf fünf Doppelblätter geschrieben und umfaßt 632 Nummern mit über 1500 Bänden. Die Zusammenstellung ist willkürlich durchgeführt und erinnert an Aufstellungen, wie sie ohne Sorgfalt vorgenommen werden, wenn die Hinterlassenschaft noch vollständig liquidiert wird, nachdem gewisse Bestände bereits entfernt worden sind. Einzelne Beifügungen lassen vermuten, daß die Bibliothek ursprünglich nach Materien geordnet war.

Offenkundige Lücken des Kataloges werden glücklicherweise, wenn auch nur zum kleinsten Teil, ausgefüllt durch Angaben der noch vorhandenen Bücherrechnungen und durch Briefstellen. Wenn wir also wissen möchten, was für Bücher im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Basel Eingang gefunden haben, dann erhalten wir nur eine unvollkommene Antwort. Aber wir gewinnen doch Aufschlüsse aus denjenigen Büchertiteln, die notiert sind, und die „Abwesenden" reizen unsere Neugier nicht weniger als die vorhandenen.

Eine Zeit der Valutakäufe, wie wir sie hinter uns haben, verdirbt die Empfindung für den Wert des einzelnen Buches. Es wird Fabrikware, wird Gegenstand der Spekulation. In den letzten Jahren sind private Büchereien entstanden, die mit ihrem Besitzer wenig gemein haben. Peter Ochs dagegen lebte in einer Zeit, da die Anschaffung eines Buches nicht selbstverständlich war, sondern als Kauf betrachtet werden darf, der auf das Interesse des Käufers schließen läßt. Darum kommt in der Büchersammlung die Geistesrichtung des Besitzers zum Ausdruck. Im Vorhandensein

[1]) Archiv der Familie His, im fgd. abgekürzt als FAH. (Hr. Prof. Dr. Eduard His.)

oder im Fehlen gewisser Werke sprechen sich Zuneigung oder Ablehnung, Neugier oder Gleichgültigkeit aus.

Deshalb sind wir aufs äußerste überrascht, wenn wir auf den ersten Blick den Mangel an Werken der *deutschen schönen Literatur* entdecken, und zwar derjenigen Literatur, die wir heute kurzweg als die klassische zu bezeichnen pflegen. Der Mangel ist um so fühlbarer, weil Ochs nicht etwa nur der Geschichtsschreiber oder der Politiker oder der Jurist war, sondern weil er von Jugend auf einen starken Zug zur schönen Literatur in sich verspürte. Er selber fühlte sich Dichter. Er schrieb Verse und Dramen, zuerst in französischer, dann in deutscher Sprache. Und diesen literarischen Übungen blieb er zeitlebens treu. Niemand in seiner Umgebung hätte zur Zeit, da er aus seiner Pflegestadt Hamburg nach der Vaterstadt Basel übersiedelte, vermuten können, daß er einmal auf der Schaubühne des politischen Lebens eine so bedeutsame und tragische Rolle spielen werde. Die schönen Künste schienen sein Lebensgebiet zu werden. Seine väterlichen Freunde Isaak Iselin, Pierre Mouchon und Johann Rudolf Frey unterstützten ihn im Widerstand gegen den kaufmännischen Beruf, zu dem er ursprünglich bestimmt war. Iselin vor allem erklärte rundweg, es sei jammerschade, wenn Ochs nicht den Musen allein dienen könne. Auch gleichaltrige Freunde, die er durch die Helvetische Gesellschaft gewann, verstanden nicht, wie etwas anderes als die Beschäftigung mit dem Schönen den reichen Jüngling, dem doch jeder Weg offen stand, fesseln könne. Sie begriffen nicht, was er im Studium der Jurisprudenz, dem er sich in Basel widmete, zu finden hoffe.

Ihn selber plagte die Unruhe, ob er zum Dichter berufen sei. Er erwartete Förderung durch Iselin. Aber er fand sie kaum. Denn dieser hatte allerdings in jüngern Jahren sich selber als Dichter versucht. Aber was er fertig brachte, das waren „mittelmäßige Elaborate im Geiste Bodmers“ [1]).

Was hatte Basel überhaupt an literarischer Anregung zu bieten? Die baslerische Geselligkeit übte sich vor allem in Gastmählern, die ein Jakob Sarasin, der eine edlere Ge-

---

[1]) Mörikofer, Schweiz. Lit. des 18. Jahrh.

selligkeit suchte, verurteilte; oder man traf sich im Tabakkämmerlein[1]). Das große Publikum las Erbauungsschriften, nicht viel anderes. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann, so meint Carl Wieland, wurden leichtfertige französische Romane bevorzugt. Erst in den siebziger Jahren wurden sie durch deutsche Schriftsteller verdrängt. Er rühmt Spreng, Iselin und seine Freunde, namentlich Jakob Sarasin, daß sie den Geschmack der Leser gebildet hätten[2]).

Das wäre im einzelnen noch nachzuprüfen. Die Briefe und Tagebücher, die mir aus jener Zeit durch die Hand gegangen sind, lassen mich annehmen, daß auch in den siebziger und achtziger Jahren, überhaupt im letzten Drittel des Jahrhunderts in den breiten Schichten ein literarisches Verständnis nicht vorhanden war. Die Gründung der Lesegesellschaft zu Ende der achtziger Jahre macht einer kleinen Schar meist aufgeklärter Männer (die pietistische Richtung war von dieser Aufklärung nicht ausgeschlossen) alle Ehre. Ochs gehörte dazu. Er war sogar eine treibende Kraft. Er war der erste, der subskribierte, und er war von Anfang Mitglied der Kommission. Die Gesellschaft war gedacht als Pflegestätte der Bildung und der feineren Geselligkeit. Ausdrücklich war das Spiel ausgeschlossen. Hauptwert wurde auf Zeitungen, Zeitschriften und auf Brochüren gelegt. Die Zweckbestimmung, die im Grundgesetz ausgedrückt ist, spiegelt die vernünftige, das heißt die aufgeklärte Geistesrichtung.

Aufschlußreich ist das Urteil Mivilles in einem Brief an Johann Georg Müller in Schaffhausen. Er schreibt: „Ueber unsere hiesige Aufkärung hast Du alles Recht zu schmählen; sie ist elend genug, besonders in dem Fach von neuer philosophischer Lektüre. Unsere Priester sind teils zu indolent und zu sehr wider das Neue eingenommen, teils zu bigott, als daß sie sich mit jenen Untersuchungen abgeben möchten.. Unsere Kaufleute lesen nicht sehr viel, und wenn sie lesen, so ist's entweder französische Literatur oder sind's allenfalls deutsche Brochüren aus den Belleslettres. Unter den Frauen-

---

[1]) K. R. Hagenbach, Jakob Sarasin und seine Freunde. Basler Beiträge IV. 1 ff.

[2]) Carl Wieland, Einiges aus dem Leben zu Basel etc. Basler Jahrbuch 1890. S. 170 ff.

zimmern und den jungen Leuten sind schale Romane am meisten im Umlauf. Ueberhaupt aber hat die Lektüre hier wenig Herrschaft, besonders in den mittleren und niederen Volksklassen. Ich weiß aber nicht, ob ich dies ein Glück oder ein Unglück nennen soll. Um unter einem Zirkel meist junger Leute unnütze Lektüre durch besseres zu verdrängen und zu ihrer vernünftigen Bildung mitzuwirken, ist erst mit Anfang dieses Jahres eine Lesegesellschaft errichtet worden, wovon Huber und ich unter ihre Stifter und Direktoren gehören. Es wird sich weisen, was herauskommt; bisher läßt sich die Sache nicht übel an[1])".

Von Anfang an wurden zwei Zimmer eingerichtet, ein Lese- und ein Konversationszimmer. Ob es damals leichter war, das Schweigegebot im Lesezimmer durchzuführen als heute? — Die Gründung konnte mit einer schönen Anfängerzahl beginnen. Ochs meldet dem Freunde Frey noch vor der Eröffnung der Gesellschaft, daß 75 Subskribenten sich zur Teilnahme verpflichtet hätten. — Die Zugehörigkeit war eine Sache des guten Tones: die Häupter und alle Professoren machten mit. Für eine gewisse Ausschließlichkeit sorgte der festgesetzte Beitrag: für den Eintritt wurde ein Louis d'or bezahlt, ebenso für das jährliche Abonnement[2]).

Die neue Gründung war ein Lesekabinett, kein literarischer Verein. Die Pflege der Literatur war Privatangelegenheit, unter Umständen Sache freundschaftlicher Verbindungen. Was sich aber im engsten Kreise vollzog, war ohne große Wirkung auf die Umgebung.

Es bleibt auffällig, daß der Ochsische Bücherkatalog arm ist an Schriften der führenden deutschen Geister im Gebiete der schönen Literatur. Die Zeit, da Ochs dem Kaufmannsstand entsagte und da er zu den Studien überging, — er kam 1774 nach Basel, — ist die Zeit von Gœthes jugendlich kraftvollem Auftreten. Es ist die Zeit, da Ochs seine Büchersammlung planmäßig anlegte. Sie offenbart aber nichts von dem Anfang einer neuen deutschen Literatur. Versagte hier die geistige Regsamkeit eines jungen Mannes,

---

[1]) Vgl. Paul Wernle, Wernhard Huber, Basl. Zts. XX, 93 f.

[2]) Korrespondenz Ochs 1789. Die Geschichte der Lesegesellschaft hat F. Meißner geschrieben.

der doch gerade durch seine Vielseitigkeit sich aus den andern heraushob und der mit seltener Begeisterungsfähigkeit alles, was groß und berühmt war, an sich zog? Oder war die französische Kultur des Ochsischen und His'schen Hauses in Hamburg so ausschließlich, daß für die deutsche kein Interesse übrig blieb?

Die Antwort ergibt sich aus der Freundschaft des jungen Ochs mit Isaak Iselin. Dieser war der Mentor des Jünglings in der Basler Zeit und darüber hinaus. Durch seine ganze Erziehung war Ochs mit dem französischen Bildungskreis verbunden. Aber zur deutschen Literatur konnte ihn nur ein einziger führen. Ein einziger, dem er Vertrauen und Bewunderung entgegenbrachte, wäre berufen gewesen, ihn in die Welt der deutschen Renaissance blicken zu lassen. Der einzige war Iselin. Er tat es nicht. Denn er selber blieb vor den Toren dieser neuen Welt stehen. So konnte er auch nicht zum Führer werden.

An zwei Namen knüpft sich die Vorstellung vom literarischen Leben in Basel in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: an denjenigen Iselins und an denjenigen Sarasins. Ihr Wirken und Wesen soll hier nicht geschildert werden. Nur ihre Einstellung zur neuen Zeit verlangt unsere Aufmerksamkeit. Sie war verschieden genug. In der Gegensätzlichkeit kommt die ältere und die jüngere Generation zur Geltung. Ochs, der nach Alter und Geistesrichtung der jungen Generation angehörte, hatte sich so sehr an Iselin angeschlossen, daß er auch dessen Freundschaften und Abneigungen bis zu einem bestimmten Grad teilte.

Iselin war 1728 geboren; Jakob Sarasin im Jahre 1742. Dem Kreise des Ratschreibers gehörte Sarasin nicht an, obschon beide Mitglieder der helvetischen Gesellschaft waren. Eine boshafte Bemerkung Freys über Jakob Sarasin in einem Briefe an Iselin [1]), und eine Mitteilung Sarasins an seine Gattin, wonach ihm Peter Ochs auf der helvetischen Versammlung zu Schinznach den Rücken gekehrt habe [2]), ist an sich schon eine Bestätigung dafür, daß die beiden Kreise sich

[1]) 2. Juni 1775. Frey an Iselin. Iselinscher Nachlaß deponiert auf dem Basler Staatsarchiv; im folgenden abgekürzt: FAI.

[2]) 1775. Geschichte der Familie Sarasin I, 116.

zwar berührten, daß aber ein freundschaftlicher Zusammenhang fehlte.

Zum Iselin-Kreise gehörten als eng verwandte und gleichgesinnte Freunde der Pfarrer Mouchon und der Aide-Major Johann Rudolf Frey. Sie waren bedeutend älter als Ochs, der in ihren Bund aufgenommen wurde. Sie waren alle an den Franzosen geschult. Aber Frey besaß doch auch einen ausgesprochenen Spürsinn für die Neuigkeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur, Mouchon seinerseits eine ausgeprägt philosophische Bildung, die sich auch der neuen Ideen bemächtigte.

Während Iselin den neuen Fanfaren, die von Deutschland herübertönten, je länger um so hartnäckiger sein Ohr verschloß, war Jakob Sarasin Freund und Mäcen der Stürmer und Dränger. Er war über ein Dutzend Jahre jünger als Iselin, stand also gerade in der frischen unternehmenden Lebenskraft, als von den Stürmern die neue Parole ausgegeben wurde, während Iselin naturgemäß der früheren, Geßnerschen Generation angehörte. Sarasins literarische Bestrebungen fanden in Basel so viel wie gar keinen Anklang. Seine Verbindungen reichten vielmehr über die engere Heimat hinaus, und man muß sich deshalb hüten, aus dem Verdienst dieses Einzelnen um die junge deutsche Literatur ein Kollektivverdienst abzuleiten.

Wenn Ochs etwa erwartete, durch Iselin der neuen Literatur zugeführt zu werden und poetischen Antrieb zu erhalten, so täuschte er sich gründlich. Die Bedeutung Iselins liegt in seinem idealistischen Streben, auf dem Gebiete der Philanthropie und der Popularphilosophie. Er glaubte, ganz im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, daß es möglich sei, durch Erziehung und durch eine geeignete Verfassung, deren Grundsätze er entwickelte, die Sitten des Volkes zu verbessern. Die philosophische Erkenntnis war nach seiner Auffassung notwendige Voraussetzung, um die Menschheit zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und des Glückes zu führen. War er mit seiner Tugend- und Glückseligkeitslehre eine treibende Kraft, so war er in literarischen Dingen zurückhaltend, konservativ. „Als die Töchter des Zeus . . . geruhten, dem sterblichen Geschlechte sich selber

zu zeigen, waren seine Blicke bereits getrübt[1])". Das ist ein sehr treffliches und zugleich schonendes Urteil, das nichts anderes sagen will, als daß Iselin die Renaissance der deutschen Dichtung nicht miterlebte. Er stand ihr fremd, fast hilflos gegenüber. Er lehnte ab oder gab seine Zustimmung nur mit Einschränkungen. Den Stürmern und Drängern konnte und wollte er nicht gerecht werden. In vorderste Linie stellte er Opitz und Hagedorn. Von Opitz rühmte er: „Er ist unser Homer." Der lehrhafte Inhalt war ihm so wichtig wie die Form, und die Gesetze der Dichtkunst, wie sie Opitz und Gottsched aufgestellt hatten, waren ihm unumstößlich und heilig, hatte sich doch selbst der „weise Haller" ihnen unterworfen. Mit dem Hexameter, den Klopstock im „Messias" beherrschte, war er nicht zufrieden. In einer an den Zürcher Hirzel im Jahre 1761 gerichteten Rechtfertigung erklärte er, er wolle einem Jüngling eher die Henriade Voltaires, den Leonidas von Glover oder die Aeneis zum Muster anpreisen als die Messiade. „Ich glaube aufrichtig, man verlasse zum Nachteile des guten Geschmackes die Dichtungsart der Hagedorne, der Opitzen und Haller. Ich halte dies für schädlich[2])." Er ging soweit, Voltaires Henriade über die Ilias und Odyssee, über das Verlorene Paradies und den „Messias" zu setzen, denn wenn die Henriade auch nicht das vollkommenste epische Gedicht sei, das existiere, so verdiene es doch am meisten gelesen zu werden, „puisque c'est celui qui inspire le plus l'amour de la vraie vertu." Diese Einschätzung des Moralischen auf Kosten des Künstlerischen ist für Iselin kennzeichnend. Mit demselben prüfenden Blick trat er an die poetischen Werke und an das Gebaren der Stürmer und Dränger.

Als Peter Ochs 1774 nach Basel kam, da brachte er die ungehemmte Begeisterung für den Messiasdichter mit. Aber er fand bei Iselin kein Echo. Dieser hatte 1770 wieder einmal den Versuch gemacht, das heilige Epos zu lesen. Aber er scheiterte. Sein Tagebuch enthält unter anderm die Worte: „Die Lesung dieses Gedichtes ist für mich unausstehbar[3])."

[1]) J. Keller, Nachklänge zu Klopstocks Aufenthalt im Oberland. Basler Jahrbuch 1889. S. 110 ff.

[2]) ebda S. 131.

[3]) ebda S. 133.

Iselins Jugendfreund Johann Rudolf Frey, der sich sowohl in der französischen wie in der deutschen Literatur auskannte und alles, was an neuen Werken erschien, begierig aufnahm, benützte den Aufenthalt seines Regimentes im Elsaß dazu, um von Weißenburg aus an den markgräflich badischen Hof zu gehen, wo er gern gesehen war [1]). Er wollte den deutschen Milton, der 1775 sich dort als Gast des Markgrafen Karl Friedrich aufhielt, persönlich kennen lernen. Die Begegnung enttäuschte ihn. Er fand den Gesichtsausdruck des berühmten Dichters häßlich und nichtssagend und fühlte sich durch dessen eingebildetes Benehmen zurückgesetzt. Er habe nicht das Glück gehabt, dem Dichter zu gefallen, wahrscheinlich weil er ihn nicht genug gerühmt, ihm dagegen in aller Aufrichtigkeit bekannt habe, daß er die „Hermannsschlacht" nicht gelesen. Wenn Iselin auf Freys Bericht antwortete: „N'avez-vous pas été un peu trop prévénu contre le sublime Klopstock?", dann verrät schon das Attribut des Erhabenen den fröhlichen Spott des Basler Ratschreibers [2]). Noch deutlicher wird die Ironie durch Iselins Bemerkung, Frey werde hoffentlich nicht gesagt haben, daß er, Iselin, nie mehr als die fünf ersten Gesänge des „Messias" gelesen und für die Fortsetzung der Lektüre nie den Mut aufgebracht habe [3]). Frey beruhigt humorvoll seinen Freund mit einer Anspielung darauf, daß er, der doch Klopstock aufgesucht habe, fünf Gesänge weniger als Iselin, das heißt keinen einzigen zu Ende gelesen habe. Wörtlich ist das nicht zu nehmen. Von Iselin jedenfalls wissen wir, daß er im Jahre 1761 die zehn ersten Gesänge „wieder" gelesen hat [4]). Die ganze Kritik gegen Klopstock liegt eingeschlossen in der hämischen Mitteilung Freys, am Karlsruher Hofe habe ihm ein Freund von der Absicht gesprochen, Klopstock ins Italienische zu

---

[1]) Briefwechsel zwischen Iselin und Frey. FAI. Darauf gründet sich auch die Darstellung Kellers im Basler Jahrbuch 1889.

[2]) Keller nimmt diese Worte als aufrichtige Zurechtweisung Freys durch den „milden Iselin". a. a. O. S. 137.

[3]) 27. Februar 1775. Iselin an Frey. FAI.

[4]) „Es ist mir eine Last ab dem Halse, daß diese Lesung wieder geendet ist." Er kann sich in Klopstocks Diktion und Form nicht finden; er nennt die Schreibart und das Silbenmaß „dunkel und roh". Keller, a. a. O. S. 125.

übersetzen: „Lorsque je le reverrai, je le prierai de la traduire plutôt en allemand.“ (1775.)

Bei aller Ablehnung Klopstocks durch Iselin bleibt dieser Gedankenaustausch aufschlußreich, weil sich darin die ältere Generation mit der damals bahnbrechenden neuen deutschen Literatur auseinandersetzt. Wie es nicht uninteressant ist, einem Briefe Freys zu entnehmen, welche Bücher dem Markgrafen damals besonders wertvoll waren. Karl Friedrich, der nach Rastatt verreist sei, habe eine Bibliothek von dreißig Bänden mitgenommen, darunter die Bibel, das Gesangbuch, die Psalmen von Cramer, die Messiade, die Oden Klopstocks (von denen im Iselin-Kreis so wenig wie in den Briefen von Ochs die Rede ist), die „Nächte“ von Young (die Ochs vor der Messiade gelesen hat und die Iselin *mit* der Messiade ablehnt), die Korrespondenz von Dupont und andere physiokratische Werke, die mit den Studien Iselins ganz anders zusammentrafen als das Epos vom Messias.

Ochs hatte sich in Hamburg die Geneigtheit des Messiassängers erworben, von dem Iselin so wenig wissen wollte. Auch mit Lessing war er in Berührung gekommen. Sein junger Hauslehrer, der mit offenen Sinnen den Wandel innerhalb der Literatur mitmachte, hatte ihn auf diesen originalen und energischen Geist hingewiesen. Aber auch da fand er durch Iselin keine Förderung. Wie kühl sich der Basler Ratsschreiber dem gefürchteten Kritiker, dem schlagfertigen Gegner Gottscheds, Verkünder Shakespeares gegenüber verhielt, das läßt sich aus seinen brieflichen Äußerungen vermuten.

Im Jahre 1772 hatte nämlich Lessing seine Tragödie „Emilia Galotti“ abgeschlossen. Zufällig geriet das Büchlein dem allzeit aufmerksamen Frey in die Hände. Er traf mit einem Franzosen zusammen, der eine Deutschlandreise hinter sich hatte und unter anderm auch von verschiedenen Schauspielergesellschaften zu berichten wußte, die er unterwegs mit großem Vergnügen gesehen habe. Dieser Gewährsmann besaß Lessings Mustertragödie, er sprach davon ohne viel Aufhebens zu machen. Frey wünschte sie zu lesen und erhielt sie leihweise. Sofort berichtete er auch dem Freund Iselin. Diese „Emilia Galcotti“ (sic) sei

eine bürgerliche Tragödie in Prosa, sehr gut geschrieben und „remplie d'intérêt". Aber die Einheit des Ortes sei zu sehr verletzt, und zudem sei sie „d'un noir effroyable [1])."

Eine Antwort Iselins kennen wir nicht. Die philosophischen Schriften erregten in höherm und zunehmendem Maße seine Aufmerksamkeit. Ob er Lessings klassische Tragödie gelesen? Kaum. Und wenn er sie je zur Hand nahm, dann erlebte er die Enttäuschung, daß die Regeln des dramatischen Aufbaus, wie er sie an den französischen Klassikern studiert hatte, gröblich mißachtet waren, so daß er sich in dieser neuen Welt nicht heimisch fühlen konnte. Von demselben Franzosen, der ihm Lessings Tragödie vermittelte, bekam Frey auch das um jene Zeit entstandene Singspiel Wielands „Alceste" zu lesen. Frey schätzte daran das lyrische Element, fand aber das Stück als Ganzes außerordentlich kalt. Namentlich der vierte Akt sei von eisiger Kälte und vollständig unnötig.

Von Wieland redet Iselin bei aller Skepsis mild und nachsichtig, ja sogar freundlich. Seinen „Diogenes" nennt er „une production bien singulière et pleine d'esprit", zu einer Zeit, da der literarische Ruhm des Verfassers bereits durch die Stürmer und Dränger gefährdet war. Iselin selber verdankte seine Bildung sowohl dem deutschen als dem französischen Geistesleben; in Wieland konnte er demnach französische Grazie und Philosophie schätzen, — denn wie Iselin hatte auch Wieland sich an den Alten, an den Franzosen und den Engländern heraufgebildet, — wenn er auch mit der Moral der Geschichte nicht einverstanden war.

Wielands Ansehen war erschüttert. Was wunder, wenn Iselin, über den die genialische Moderichtung hinwegschritt, in ihm einen Leidensgefährten sah und ihm schon deshalb seine Teilnahme schenkte.

Dieselbe „Alceste", von der Frey an Iselin schrieb, bot Gœthe Anlaß, die Auffassung Wielands vom Griechentum lächerlich zu machen. Er schrieb die Satyre „Götter, Helden und Wieland." Lenz ließ die Farce drucken. Sie fand weite Verbreitung. Auch Iselin las sie, gemeinsam mit dem Basler

---

[1]) 20. Juni 1773. FAI.

Schultheißen Wolleb und mit Frey, als dieser auf Urlaub in Basel weilte. Es war schon ein eigentümliches Gefühl, daß Wieland, den bisher alle Welt fürchtete, wie Iselin 1775 schreibt, nun vor Gœthe zitterte[1])!

Noch von Hamburg aus hatte Peter Ochs Gelegenheit, seine Teilnahme für Wieland zu bekräftigen. In Frau Elisabeth de la Fite, die einem Hamburger Emigrantengeschlecht angehörte, gewann er eine geradezu mütterliche Freundin. Sie besaß ausgesprochene schriftstellerische Neigungen, pflegte das Gebiet der Moralpädagogik mit erfolgreichen Jugendschriften, übersetzte Gellerts Leben und Briefe, Lavaters Physiognomik und andere berühmte Werke ins Französische. Zu Lebzeiten ihres Mannes half sie bei der Herausgabe der „Bibliothèque des sciences et des beaux arts", von der (bis 1780) nicht weniger als 50 Bände erschienen. Sie ermunterte Ochs in seinen dichterischen Versuchen, gab ihm auch Wegleitung und schrieb eine recht schmeichelhafte Besprechung der von ihm verfaßten „Adieux aux muses", eine Besprechung, die in keinem Verhältnis zu dem anspruchsvollen aber unbedeutenden jugendlichen Werklein stand.

Diese Dame wendete sich an Peter Ochs, um eine Subskription, die zu Gunsten des ökonomisch bedrängten Wieland durchgeführt werden und den Druck einer vollständigen Ausgabe des „Agathon" ermöglichen sollte, in glückliche Wege zu leiten. Sie kannte nicht nur die reichen Mittel des Ochsischen Hauses, sondern sie wußte auch, daß Ochs in Hamburg eine literarische Gesellschaft gegründet hatte, der rund 150 Mitglieder angehörten. Sie war darum überzeugt, daß er zu Gunsten Wielands dort mehr erreichen könne als irgend ein Buchhändler. Sie stellte es ihrem Freunde als ein Vergnügen dar, einem der ersten Geister des Jahrhunderts nützlich zu sein, einem Dichter, der Tugend und Freundschaft kenne, der die Menschheit in seinen Schriften zum Glück führen wolle, indem er sie auffordere, sich aufzuklären, sich zu lieben, einander Gutes zu tun. Vorsichtig fügte Frau de la Fite bei, daß dies Urteil sich nur auf diejenigen Schriften erstrecke, die sie gelesen habe: „je sais qu'il en est d'autres,

[1]) J. Keller. Gœthe im Kreise Isaak Iselins. Gœthe-Jahrbuch VI, 1885. S. 87.

enfants légers d'une imagination vive et brillante, où ce but semble moins marqué: mais je suis sûre qu'il ne s'en est jamais proposé qui soit indigne de lui. Si quelquefois il n'a cherché qu'à égayer les hommes, c'est pour essayer d'en bannir l'ennui qui les tourmente, et les passions sombres qui quelquefois les dévorent[1]."

Daß Ochs sich zur Erfüllung des Wunsches alle Mühe gab, ersehen wir aus einem Antwortschreiben der Gräfin von Bentinck und aus den Dankesworten der Frau de la Fite. Im Herbst 1772 erfolgte übrigens die Berufung Wielands nach Weimar; damit wurde er aus seiner Notlage befreit. Auch sein „Agathon" fand Unterkunft. Er erschien in starker Umarbeitung und Erweiterung zu Leipzig im Jahre 1773.

Weniger freundlich als auf Wieland war Iselin auf Herder zu sprechen, — so eigentümlich dies auf den ersten Blick scheinen mag. Eigentümlich, weil dessen geschichtsphilosophische Spekulationen von einem ausgeprägten idealistischen Optimismus erfüllt waren. Herder besaß den Glauben, daß die Menschheit zur Humanität bestimmt sei. Dabei dachte er sich einen Idealmenschen aus, der in sich die Humanität verkörperte. Er ging von Rousseau aus, übernahm die Schwärmerei für den Naturzustand und den Haß gegen den Despotismus; aber er predigte nicht einfach die Rückkehr zur Natur (wie Rousseau), sondern den Weg der Humanität (wie Iselin). Die Äußerungen des vielseitigen Geistes konnte der Ratschreiber noch beobachten: die „Fragmente", die „Literaturbriefe", die „Kritischen Wälder", die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts", während dasjenige Werk, das Iselins „Geschichte der Menschheit" verdunkelte, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" von Herder erst abgeschlossen wurde, als der „Menschenfreund" nicht mehr unter den Lebenden war.

Im Gegensatz zu seinem Zürcher Freunde Lavater lehnte Iselin den genialischen Herder ab. Lavater reichte Herder die Hand, und hielt sie fest, als er sich vorstellte, er werde in ihm einen Bundesgenossen gegen die Rationalisten finden. „Wie der Wächter auf den Morgen wartet, harrte er fortan

---

[1]) Haag, 7. März 1772. FAH.

Herders weiterer Schriften. Kam ein Buch von ihm, so wagte er es vor freudiger Erwartung kaum zu öffnen; las er es, so hatte er „Kinder- und Götterfreude“ daran.“ Prophetisch, in heiligem Eifer, sprach Lavater nach der Lektüre der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes“ das Wort: „Wie dich das Insektenheer der hirn- und herzlosen Rezensentenbursche necken wird! Laß es! Sprich fort! Sie werden veralten wie ein Kleid — Du aber bleibest[1]).“

Wie ganz anders Isaak Iselin! Er fand schon an Lavaters schwärmerischem Treiben keinen Gefallen. Dieser galt je länger um so mehr als einer der Stürmer und Dränger, welche die Welt auf den Kopf stellen wollten. Seine Gegnerschaft in Zürich wuchs. Auch Iselin schüttelte den Kopf über ihn. Der Basler konnte die Grundsätze, über die er ein Lebenlang Buch geführt hatte, nicht plötzlich verleugnen. Er hatte an Opitz und Gottsched geglaubt und die Regeln der Franzosen für unumstößlich angesehen. Das alles sollte nun keine Geltung mehr haben! Shakespeare wurde als das große Vorbild verkündet. Den Regeln wurde der Krieg angesagt. Das Genie, das sich seine eigene freie Bahn bricht, erhob sich über jedes Gesetz.

Umsonst versuchte Lavater, den Basler Ratschreiber für Herder einzunehmen. Iselin konnte „durch das heilige Dunkel seiner Schreibart und seiner Vorstellungsart nicht hindurchdringen“ und fand in der „Ältesten Urkunde“ nur „erhabene Träume — blendenden Dunst“, aber wenig Wahrheit[2]).

Mehr und mehr erkannte Iselin, daß er der neuen Richtung sich nicht anschließen könne. Das kraftgenialische Treiben widersprach seiner physischen und geistigen Natur.

So war auch Goethe für ihn ein Erlebnis, mit dem er nichts anzufangen wußte, ein Erlebnis, das ihn beunruhigte, wie überhaupt diese Kraftgenies den stillen Frieden seiner literarischen Welt in Aufruhr wandelten.

---

[1]) Hans Schnorf, Sturm und Drang in der Schweiz. S. 133.

[2]) Schnorf a. a. O., S. 182. Spricht Iselin hier von „Träumen und Dunst“, so nennt Schlosser die „Träume eines Menschenfreundes“ von Iselin einen „Gang in den Wolken.“ Diese gegenseitige ironische Ablehnung ist um so empfindlicher, weil es sich um Persönlichkeiten von innerm Wert handelt. Vgl. Basler Jahrbuch 1921, S. 83.

Herold und Apostel der Stürmer und Dränger war Goethe. Den Briefen freilich, die Iselin zu Anfang der siebziger Jahre an Ochs in Hamburg schrieb, möchte man es nicht ansehen, daß in Basels nächster Nähe, in Straßburg, die deutsche literarische Revolution ihren Anfang nahm. In Straßburg, im Umgang mit Herder, wurde Goethe von der Begeisterung für Shakespeare, für Ossian und Homer erfaßt. Das Individuum strebte nach der Freiheit und Größe Shakespearscher Menschen. Der Gott im Menschen zerbrach Schranken und Gesetze. Nur in der Stimme des eigenen Genius fand man die reine Offenbarung des göttlichen Geistes. Mit dem eigenartigen Zauber, der von seiner Person ausging, wurde Goethe der Führer dieser Jugend. Der ungebändigte Freiheitswille, die Verherrlichung der originalen Persönlichkeit, das Stürmische und Trotzige kam im „Goetz von Berlichingen" zum Ausdruck, das Schwärmerische und Weltschmerzliche im „Werther".

Von der Gewalt dieser Dichtung wurde Johann Rudolf Frey hingerissen. Sein Zeugnis ist ein Bekenntnis der unmittelbaren Kraft und um so eigenartiger, weil es nicht von einem der Jungen, sondern von einem bald fünfzigjährigen Manne ausgeht.

Ob er die „Leiden des jungen Werthers" gelesen habe, fragt er am 13. April 1774 den Freund Iselin. „J'en ai dévoré hier la première partie, et je viens d'achever la seconde." Weder Richardson noch Jean Jacques Rousseau habe ihn in seinem Innersten so aufgewühlt wie der Verfasser dieses Romanes, wenn es überhaupt ein Roman sei. Keine Lektüre habe ihn in seinem Leben mehr ergriffen, auch nicht in dem Alter, da sein Blut noch heiß durch die Adern rollte und die Einbildungskraft heftiger [1]) war. Er stellt Iselin zur Rede: Sollte dieser das Buch gelesen und ihm kein Wort gesagt haben? Oder wäre es denkbar, daß ihn dies Werk kalt gelassen hätte? Er müßte den Beschäftigungen fluchen, die Iselins Seele so unempfindlich, so stumpf gemacht hätten, daß sie den Reiz der Empfindungen nicht verspürten, dem sich das empfängliche Herz nicht versagen könne. Frey

[1]) „ardente".

vergleicht das Werk mit der Nouvelle Héloise, findet aber alles im „Werther“ wahrscheinlicher und mehr im Wesen der Natur als im Roman Rousseaus. Was fehlerhaft sei, verschwinde vor den großen Schönheiten. Allerdings, fügt Frey hinzu, sei das Werk für junge Leute gefährlicher als nützlich, obschon der Held den Märtyrertod seiner Tugend — und der Tugend seiner Geliebten sterbe. Seine auflodernde Begeisterung kühlt er mit soldatischem Kraftwort; denn es ist ihm doch sehr zweifelhaft, ob Lotte auf die Dauer widerstanden hätte, wenn ihr Held nicht freiwillig in den Tod gegangen wäre.

Frey füllte zwei ganze Quartseiten seines Briefes mit Worten der Bewunderung[1]). Seine Zustimmung zu diesem Werke des Sturmes und Dranges ist um so wertvoller, weil er unbefangen urteilte: er wußte nichts vom Verfasser und nichts von den Vorgängen, welche die Grundlage des Romanes bilden, und nach denen sich Iselin bei Nicolai erkundigen solle. Frey selber hatte das Buch zur Hand genommen, weil es ihm, ohne jegliche Begeisterung, ganz einfach als Memoirenbuch empfohlen worden war[2]).

Die Zeilen Freys enthielten gegen Iselin den Vorwurf, die Fähigkeit starker Empfindung für das Schöne und Große eingebüßt zu haben. Auch den Vorwurf der Rückständigkeit. Um so ausführlicher wurde Iselins Antwort. Sie zieht scharf den Trennungsstrich zwischen ihm und dem jungen Goethe. Er bewundert, aber er verwirft. Von unmittelbarem Eindruck ist da keine Rede. Den versteckten Vorwurf Freys pariert er mit der Erklärung, er sei seit Jahren daran gewöhnt, das, was ihm Vergnügen mache, zu analysieren. Darum teile er auch nicht den Enthusiasmus seines Freundes. Die Vorstellung, wie gefährlich das Werk sei, habe die angenehmen Empfindungen beim Lesen um vieles geschwächt. Der Untergrund des Romanes beruhe auf Wirklichkeit. Iselin nennt den Namen Jerusalems, jenes braunschweigischen Gesandtschaftssekretärs, der sich 1772 aus Liebe den Tod gab. Er kennt auch die unheimliche Wirkung des Romans und

[1]) 13. April 1775. Der Brief ist, wie gewohnt, französisch geschrieben. FAI. Vgl. den Aufsatz Kellers im Goethe-Jahrbuch, S. 85.

[2]) 13. April 1775. FAI.

weiß bereits, wenn auch nur unbestimmt, von einem Opfer aus Hessen zu berichten, das aus Nachahmung und sozusagen mit dem Buch in der Hand, den Tod gesucht habe[1]).

Der Ratschreiber weiß aber auch, welche Bewandtnis es mit dem Dichter hat. Es ist Goethe, der Verfasser des „Goetz von Berlichingen", einer der ersten Schöngeister Deutschlands. Er gehört zu denen, die eine neue Sekte bilden wollen, deren geringstes Ziel darin besteht, alle Regeln, welche Boileau, du Bos, Marmontel und Voltaire für das Theater aufgestellt haben, zu zerstören und Shakespeare als Vorbild aufzustellen („de faire regarder Shakspear (sic) comme le seul modèle digne d'imitation")[2]).

Wie in der Beurteilung Klopstocks, so ist Iselin in der Formulierung seiner Meinung über Goethe ängstlich. Liest man den Anfangssatz seines Briefes an Frey („Je souscris au jugement, que vous en portez . . ."), dann erwartet man Zustimmung. Sie wird durch die Fortsetzung aufgehoben, aber die Kritik wechselt mit Bewunderung. Dieses schwankende, in Wahrheit ablehnende Verhalten Iselins der neuen Literatur gegenüber ist für ihn geradezu charakteristisch. Ueberhaupt fällt ihm ein selbständiges originales Urteil äußerst schwer; er ist und bleibt ausgerüstet mit dem von den Franzosen übernommenen Maßstab. Anders als auf dem Gebiet des Schönen, verhält er sich auf dem Gebiet des sittlichen Ideals.

Auch an Goethe tritt er mit der Frage heran, ob er die alten Regeln respektiere. Wie himmelweit er, trotz anerkennender Worte über die poetischen Schönheiten im „Werther", von Goethe entfernt ist, geht auch daraus hervor, daß er an den Streitschriften und Parodien, die gegen „Werther" und Goethe gerichtet sind, seine Freude hat. Er findet Nicolais „Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes" prächtig („un morceau charmant"). Aus Berlin erhält er auch die von Riebes verfaßten „Gespräche des jungen Werthers", „qui sont de toute beauté". Und das alles schreibt er in demselben Brief, der mit einer scheinbaren Zustimmung zum Urteil Freys be-

[1]) „une personne du Hesse."

[2]) Vollständig abgedruckt im Goethe-Jahrbuch a. a. O., S. 86 ff.

ginnt. Es ist unverkennbar: der Vorwurf der Unempfindlichkeit hatte ihn verletzt. Das Werk widerstrebte ihm. Aber er wollte weder rückständig noch altmodisch scheinen. Er schloß mit einem Seitenblick auf den Stürmer und Dränger Lenz in Straßburg: dieser habe auch den Regeln den Krieg erklärt. „Il a fait de beaux morceaux dans le genre de Schack Speare“ [1]). Ob Iselin den „Hofmeister“ von Lenz oder die Lustspiele nach Plautus selber gelesen hat, oder ob er ein fremdes Urteil weitergibt, kann hier nicht beurteilt werden. Es blieb Jakob Sarasin überlassen, mit Lenz Freundschaft zu schließen und den „Kraftburschen“ Maximilian Klinger ins Haus aufzunehmen. Iselin erging es diesen Geniemenschen gegenüber ähnlich wie Bodmer, der an ihnen den gesunden Menschenverstand vermißte. „Die Wärme des Gefühls, von aller Vernunft verlassen“ weckte den Ingrimm des Zürchers, der Goethes „Werther“ aufs schärfste verurteilte und den „Goetz“ mit seinen Nationaldramen von Brun, Schöno, Stüßi verglich, die historischer und dramatischer seien[2]).

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß noch in demselben Jahre, in dem Iselin und Frey über den „Werther“ diskutierten, Goethe selber nach Basel kam. Am 8. und 9. Juli 1775 traf er mit dem Ratschreiber Iselin zusammen. Die nähern Umstände der Begegnung sind uns nicht bekannt. Goethe befand sich auf dem Rückweg von Zürich nach Straßburg.

Iselin schildert den Dichter in einem Brief vom 10. Juli 1775, also unter dem frischen Eindruck: Goethe ist prächtig im Umgang („d'un commerce charmant“). Alles was er sagt, trägt den Stempel des Genies. Aber der Ratschreiber ist nicht zufrieden mit dem Gebrauch, den er von seinen Talenten macht. Der Wunsch, sich auszuzeichnen, sei die vornehmste Triebkraft in seinem Wesen, und da ihm andere auf dem Wege, der zum Guten und zur Vollkommenheit führt, schon vorausgegangen seien, habe er einen der hunderttausend Umwege des Widerspruchsgeistes („un des cent mille détour du paradoxe“) eingeschlagen. Eine Menge Ver-

[1]) Nur im Original. FAI.

[2]) Schnorf, a. a. O., S. 179.

rückter werde ihm folgen, bis sie eines schönen Tages am Ende ihrer Weisheit angekommen seien und wieder umkehren müssen. So sei es den Anhängern („sectateurs") Rousseaus ergangen[1]).

Aus demselben Geist geboren ist auch der Brief an den Zürcher Salomon Hirzel. Iselin verfaßte ihn nicht ganz einen Monat später: am 4. August 1775. Er ist deutsch geschrieben. Der Ratschreiber berichtet: „Es hat mir viel Freude gemacht, Göthen zu sehen. Ich bewundere das Genie dieses Mannes im höchsten Grade — obwohl ich den Gebrauch gar nicht liebe, den er davon machet. Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeitlang in Deutschland alles sich dahin bestreben, Tätigkeit zu spiegeln, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird — wird der Größte seyn — und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen, scheinet Göthens vornehmste Absicht zu sein. Auch ist niemand, der mehr im Stande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen [2])."

Wollte man diesen Satz als Ausdruck gewöhnlichen Neides auffassen, dann würde man Iselin unrecht tun. Aber Wehmut und Schmerz liegen in den Worten, die Wehmut des Mannes, der in der engsten Heimat nicht die Zustimmung fand, die seine schöne idealistische Denkweise verdient hätte, und dem auch die Anerkennung in der Welt nicht in dem Maße zuteil wurde, wie er sie erhofft hatte. Mit der Resignation des wahrhaft guten und weisen Mannes fügte er seiner Schilderung die Worte bei: „Dieses soll uns indessen nicht irre machen. Wir, denen Gott weniger Kräfte verliehen hat, wollen ruhig auf der Bahn fortgehen, die zum Guten führet." .... Darin lag auch tatsächlich seine Ueberlegenheit, die durch nichts konnte erschüttert werden.

Nicht nur Iselin, auch Frey haderte mit seinem Geschick. Er, der allen berühmten Männern nachlief, er, der Rousseau und Voltaire und Klopstock aufsuchte, hätte fürs Leben gern Goethe mit eigenen Augen gesehen. Sozusagen postwendend beantwortete er Iselins Bericht. Er beklagte sich über den Mangel an Umgang. Iselin dagegen werde durch Leute von

[1]) Abgedruckt im Goethe-Jahrbuch a. a. O., S. 89.

[2]) ebda. S. 90.

Verdienst aufgesucht. Vor allem bedauerte Frey, daß es ihm nicht möglich gewesen, Goethe kennen zu lernen, „dont j'admire l'excellent mais très dangereux roman.“ Hier, in seinem Standquartier, sehe er gewöhnlich Tag für Tag dieselben Gesichter. In sein Tagebuch könne er meist nichts anderes eintragen als „comme hier“[1]). Auf Iselin lastete ein Druck. Er fühlte sich müde und auch älter, als er war. Daß Freunde wie Lavater mit der ganzen Kraft des Herzens für Goethe einstanden, das war ihm unbegreiflich. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, dann hätte er es noch erfahren, wie Lavater von Goethe schwer enttäuscht sich löste. Denn auch die Stürmer und Dränger bereiteten ihren Zürcher Freunden schmerzliche Ueberraschungen, nicht weniger empfindlich als diejenigen Enttäuschungen, die einst die Bodmersche Generation an den Vorläufern Goethes hatte erleben müssen.

Als die Geniestreiche der Weimarer Schöngeister auch in Zürich die Opposition gegen die Stürmer und Dränger verstärkten, da nahm Iselin noch deutlicher Stellung. Er schrieb im September 1776 an Hirzel: „Ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieser Genien finden, an deren Spitze Goethe steht. Mir deucht, es sey da alles außer den Schranken der Ordnung und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Mänge Köpfe herum. Auch unser lieber Lavater ist hievon nicht ganz frey — und auch nicht mein Freund Schlosser.“ Der ausschließlichen Empfindsamkeit dieser Herren gegenüber machte er die Vernunft geltend, die warnt, wenn Empfindung und Einbildung zu weit führen wollen[2]).

Diese entscheidende Auseinandersetzung Iselins mit Sturm und Drang fällt genau in die Jahre, da Ochs in Basel Jurisprudenz studierte. Aber in dessen Papieren findet sich nicht der leiseste Anklang. In einem einzigen Briefe treffen wir auf die Spur der literarischen Umwälzung. Als Ochs seine Studien in Leyden fortsetzte, erkundigte er sich nämlich in einem Brief an Iselin nach den neuesten lesenswerten Büchern. Bei dieser Gelegenheit teilte er dem väterlichen Freunde und Mentor mit, er habe zwei Uebersetzungen von

[1]) Nur im Original: Weißenb. 20. Juli 1775. FAl.

[2]) Schnorf, a. a. O., S. 92.

„Werthers Leiden“ gesehen, die eine sei sehr frei gestaltet, die andere dagegen halte sich streng an den Buchstaben. Die erste entspreche mehr der Denkweise der Franzosen, aber die zweite habe ihm besser gefallen: „parceque le génie de l'auteur y paraîssait davantage“ [1]). Eine Antwort Iselins auf dies Urteil ist nicht erhalten, wohl auch nicht gegeben worden. Denn in denselben Tagen, da Ochs auf Goethes Werk zu sprechen kam, zerschnitt Iselin das Tischtuch zwischen sich und den unbändigen Geniemenschen der Sekte Goethes und Herders, — die Zeilen an Hirzel sind dafür Zeugnis.

Diese Einstellung Iselins mag auf die Geistesrichtung von Peter Ochs eingewirkt haben. Durchgeht man den Bücherkatalog, dann wird man sich bewußt, wie die deutsche schöne Literatur von Ochs vernachlässigt wurde. Auch die Kenntnis seiner Briefe ändert an diesem Urteil nichts. Der Anschluß war und blieb verpaßt. Mit Ausnahme von Wielands „Oberon“ begegnet uns nicht ein einziges klassisches deutsches Werk. Weder Klopstocks oder Lessings, noch Herders oder Goethes Namen. Ein Titel ohne genauere Bezeichnung: Wilhelm Tell, hat mit Schiller nichts zu tun. Dagegen ist Gottsched vertreten, nicht als Dichter, sondern als Verfasser von Regelbüchern. Ochs läßt die „Sprachkunst“ vom Buchbinder „mit Schreibpapier durchschossen“ binden, benützt sie demnach als Lehrmittel wie z. B. ein auf einer Rechnung vermerktes Lehrbuch des deutschen Kanzleistils. Iselins Lieblingsdichter war Hagedorn. Ochs besitzt ihn und läßt ihn sorgfältig binden. Hagedorn bedeutet ja für ihn eine Erinnerung an die Pflegestadt Hamburg und damit an eine schöne Jugendzeit. Der Fabeldichter Gellert ist mit Kupfern verziert; ebenso der liebenswürdige Geßner, dessen Prosa Iselin über alles rühmte; Ochs nennt die durch ihren großen Druck und die Bilder und Vignetten ausgezeichnete zweibändige Quartausgabe sein eigen. Zweimal treffen wir auf die Lieder Ossians, die auch Iselin „mit Vergnügen“ gelesen hat — wie überhaupt diese ganze Zusammenstellung den Einfluß des Basler Ratschreibers ver-

---

[1]) 8. September 1776. FAI.

muten läßt. Sie ist das Kennzeichen einer Generation, in der Gottsched und Bodmer, nicht durch ihre Dichtungen sondern als Kritiker, den Geschmack bestimmten.

Das Französische überwiegt. Es kommt im Katalog zu erster Geltung.

Wer in Basel auf Bildung einigermaßen Anspruch erhob, war in der französischen Sprache schlecht und recht bewandert, meistens besser als im Schriftdeutschen. Handel und Verkehr, die Nachbarschaft mit Frankreich, die politischen und wirtschaftlichen Verbindungen, die Zuwanderung von französischen Refugianten und die Bildung einer französischen evangelischen Gemeinde, der Fremdendienst: das alles trug dazu bei, daß die französische Vorherrschaft sich auch im gesellschaftlichen Leben geltend machte. Nicht nur Ochs, der von klein auf französisch sprach, sondern auch Kaufleute und Gelehrte, die in Basel aufgewachsen waren, gaben im Briefverkehr dem Französischen den Vorzug. Den Gedanken der Aufklärung war der Boden bereitet. Auch im Kreise Iselins. Bevorzugte Jakob Sarasin die Sekte Goethes, so hielt der Ratschreiber, wenn auch mit Vorbehalten und Einschränkungen, zu den Franzosen. Für die literarische Verbindung sorgte der Freund Johann Rudolf Frey. Dieser suchte im Frühling 1774 Voltaire auf, den „patriarche des beaux esprits", der sich als kranker Mann bedauern lasse und dabei sich der besten Gesundheit erfreue. „Je l'ai trouvé dans les douleurs de l'enfantement, il fait encore une tragédie." Und der Gesamteindruck, den Frey in Ferney erhielt? „Minuit praesentia famam ou perit fama visu." Worauf Iselin erwiderte, es scheine, daß Frey nicht mehr Vergnügen empfunden habe als er, der Ratschreiber, beim Anblick Michelis; gemeint war Micheli Schüpbach, der Emmentaler Quacksalber und Naturarzt, der um jene Zeit in den bessern Basler Kreisen gläubige Patienten besaß. Frey ergänzte seinen Bericht, sein Besuch bei Voltaire habe eine Viertelstunde gedauert: „je l'ai vu bien en déshabillé [1]."

Trotzdem galt Voltaire als die unerschütterliche Größe.

[1]) 9. und 23. Mai 1774, Frey an Iselin. 23. Mai 1774, Iselin an Frey. FAI.

Das „tribunal de Ferney“ wurde angerufen, als Peter Ochs an den „Menschenfreund“ die schwerwiegende Frage richtete, ob er eigentlich ein Poet sei? Iselin hatte die Schönheit seiner Sprache, vor allem den idealen Gedankenflug gerühmt, — die Frage des Jünglings war darum sehr verzeihlich. Aber sie setzte Iselin in einige Verlegenheit. Er wollte den Entscheid nicht selber fällen. Sondern mit Zustimmung des jungen Dichters schickte er dessen Ode „Les trois sapins“ an einen „ausgezeichneten“ Kritiker „qui est avec M. de Voltaire.“ Er wolle ihn sogar bitten, das Opus seinem Apollo zu zeigen. Auch Frey wurde von dem Unternehmen in Kenntnis gesetzt. Er wartete nicht ungeduldiger als Ochs auf das Urteil. Dieses war vernichtend. Der Kritiker, Du Rey de Morsan, anerkannte zwar die dichterische Begabung des Delinquenten, aber im übrigen war seine Meinung über Ochs nicht weit entfernt von derjenigen, die einst Goethe über Bodmer äußerte: Er hat gedichtet ohne Dichter zu sein. Du Rey bat Iselin, er möge ihm doch nicht zumuten, die Ode an den strengsten Zensor, an Voltaire, zu senden. Dieser würde höchstens die beiden ersten Strophen lesen und den Verfasser wie den Absender zur Schule schicken[1]).

Ochs war so enttäuscht, daß Iselin fürchtete, er werde den Musen den Abschied geben. Daran tue er allerdings recht, so erklärte ihm der „Menschenfreund“, wenn er nur auf eitlen Ruhm ausgehe; er brauche aber auf die poetischen Versuche nicht zu verzichten, wenn es ihm darauf ankomme, seinen Mitmenschen wirklich nützlich zu sein.

Vorläufig grollte Ochs. Das hinderte ihn aber nicht, seiner „Jugendsünde“ wieder nachzugeben. Die geschmähte Ode wurde umgearbeitet, bei Thurneysen in Basel mit leicht verändertem Titel gedruckt und den Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft vorgelesen.

Eigenartig unter den Büchern strenger Wissenschaft und Kunst nimmt sich im Verzeichnis das Volksbuch vom Till Eulenspiegel aus — fast so eigenartig wie „La gastronomie“, die im Katalog zwischen einem mythologischen Wörterbuch und einem Ossian untergebracht ist.

---

[1]) Korrespondenz Iselin, Ochs, Frey, Du Rey, im September und Oktober 1774. FAH und FAI.

So jämmerlich, wie man nun aber aus dem Katalog schließen könnte, war die deutsche schöne Literatur freilich nicht vertreten. Sie war und blieb Stiefkind. Gewiß. Aber das Verzeichnis enthält doch ganz offenkundige Lücken[1]). Wieland z. B. war zweifellos nicht nur mit dem „Oberon", sondern auch mit „Agathon" vertreten. Ochs hat nicht nur für den Druck dieses Werkes im Auftrag seiner Hamburger Freundin Frau de la Fite Subskribenten gesucht, sondern sicher auch selber subskribiert[2]). In solchen Dingen war Peter Ochs von wohltuender Großzügigkeit. Es machte ihm Vergnügen, in der Förderung eines literarischen Werkes voranzugehen. Sein Ehrgeiz wurde befriedigt, und seine Verhältnisse machten es ihm leicht. Auch der Besitz von Klopstocks „Messias" ist nicht zu bezweifeln: nachweisbar hat er im Winter 1769/70 daraus vorgelesen. So wäre vielleicht noch das eine und andere Werk deutscher Dichtung anzufügen. Viel allerdings nicht. Ein Jung-Stilling wird angeführt, dessen Beschäftigung mit dem Geisterreich sicher als Kuriosum gewertet wurde. Ein Robinson von Lampe ist typisch für die Zeit der Robinsonaden, die tatsächlich um die Mitte des Jahrhunderts wie Pilze aus dem Boden schossen, indem sie dem einen den Abenteurerroman ersetzten, dem andern als pädagogisches Buch erwünscht waren, besonders seitdem Rousseau auf diese erzieherische Seite des Buches gewiesen hatte. 1779 bearbeitete Joachim Heinrich Campe, Philanthrop wie Basedow und fruchtbar an Kinderschriften, vom pädagogischen Gesichtspunkte aus den Helden des Daniel Defoe, und es würde uns nicht überraschen, neben den Werken Basedows, Salzmanns und Pestalozzis diese Bearbeitung des Theologen und Schulmannes zu sehen. Aber wir suchen sie umsonst. Darüber setzen wir uns hinweg; daß aber Pestalozzis Schriften fehlen sollen, erscheint uns geradezu unglaublich.

Nur noch zwei literarische Erscheinungen verdienen in diesem Zusammenhang aus den Rechnungen hervorgehoben zu werden: die Epistolae Erasmi, die allerdings aus dem Rahmen fallen durch die lateinische Sprache, und die kultur-

[1]) Sogar Iselins „Geschichte der Menschheit" fehlt, die Ochs besessen hat.

[2]) Obschon er einmal „Agathon" an Iselin zurückschickt.

historischen Wert besitzen, und die Travestie von Vergils Aeneis durch Alois Blumauer, ein Buch, dessen Witz geringer ist als sein Ruf.

Von Jugend an stand Ochs in engem Verhältnis zur französischen Geisteswelt. So war denn auch seine Bibliothek eine Zusammenfassung der *französischen Literatur* des 17. und 18. Jahrhunderts. Er hatte die Klassiker des goldenen Zeitalters zur Hand. Aber auch von den großen Franzosen der Aufklärungszeit fehlt nicht ein einziger. Mancher erscheint mit mehr als einer Ausgabe. Neben den Führern wie Corneille, Racine, Lafontaine, Boileau, Bossuet, Massillon etc., marschieren auch die weniger bedeutenden Schriftsteller; die älteren werden vertreten durch Montaigne. Das Hauptkontingent aber stellt sich ein mit dem Patriarchen von Ferney und mit dem citoyen de Genève. Montesquieu, Voltaire und Rousseau erscheinen dabei in sorgfältig eingebundenen Ausgaben. Diderot fehlt so wenig wie Barthélemy mit seinem Anacharsis oder St. Pierre mit Paul et Virginie. Seit der Mitte der 80er Jahre macht sich die politische, die Flugschriftenliteratur breit, und die Briefsammlungen und Memoirenbücher verraten den starken Pulsschlag einer neuen, nach veränderten Lebensformen drängenden Zeit.

Die *„Alten“* fehlen in Ochs' Bibliothek so wenig als in derjenigen seines Mentors Isaak Iselin. Aber sie kommen meistens im Gefolge eines Dolmetschers, oder sie sind nicht in ihrer eigenen Sprache, sondern in französischer Uebersetzung da. Wir begegnen dem Marcus Aurelius, an dessen Lebensweisheit sich Iselin auferbaut und aufgerichtet hat wie am Stoizismus Epiktets. Der Wesensart Ochs' stand freilich Cicero, als Redner und Staatsmann, näher; seine Werke sind in unheimlichem Umfang vorhanden. Dann Plutarch, Virgil, Horaz, Ovid, Quintilian, Juvenal usw. Mancher erscheint sowohl in französischer als in deutscher Uebersetzung. Homer wird im griechischen Text und in lateinischer Uebertragung aufgeführt; daneben besaß Ochs erst noch eine französische Uebersetzung.

In bescheidener Zahl, aber trotzdem augenfällig sind die *Engländer* da: der widerspenstige Lordkanzler und Hu-

manist Thomas Morus mit der „Utopia“, der republikanische Staatsmann und Dichter Milton mit dem „Paradis perdu“, einer Uebersetzung seines Hauptwerkes „The paradise lost“; auch Gulivers Reisen, in deutscher Uebertragung, fehlen nicht. Keiner aber hat so sehr auf die eigene dichterische Neigung von Peter Ochs eingewirkt wie Thomson und Young. Die Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit, die sich in Youngs Dichtungen an die Empfindung des Lesers richteten, gewannen auch Macht über Ochs. Von den „seasons“, die Thomson geschrieben, ließ er sich hinreißen. Sie schwebten ihm vor, als er selber das Landleben poetisch verherrlichte.

Aber der größte unter allen Dichtern Englands fehlt: William Shakespeare, der Abgott der Stürmer und Dränger, dessen Dramen Wieland übersetzte, und dessen Ueberlegenheit über die französischen Dramatiker Lessing im 17. Literaturbrief, Gottsched und allen Gottschedianern zum Trotz, verkündete; Shakespeare, an dem der Genius Goethes, mit Herder im Bunde, die Fackel entzündete, gerade zu der Zeit, da Peter Ochs dem Kaufmannsberuf den Rücken wandte und als reuiger Sünder zu den Musen zurückkehrte.

Blieb ihm, soweit sich dies beurteilen läßt, der Dichter der elisabethanischen Epoche fremd, so zeigte er doch Verständnis für die englische Geschichtsschreibung. Die englischen Aufklärungshistoriker sind mit drei Namen vertreten: mit Bolingbroke, dann mit Robertson und mit Gibbon.

Auch die Briefe Freys zu Anfang der siebziger Jahre bestätigen die Vermutung, daß in Basel nicht nur französische, sondern auch englische Literatur gelesen wurde. In welchem Umfange, das ist schwer zu sagen. Um so erwünschter ist jede Nachricht, die zu Aufschlüssen führt. Von Frey[1]) erfahren wir, daß er auf der Reise von Basel zu seinem Regiment in Aire sich in den „Vicar of Wakefield“ vertiefte, und zwar in ein englisches Original. „C'est le roi des romans“, schrieb er an Iselin, „il m'a fait un plaisir indicible: quelle morale! avec quelle naiveté elle est exposée, comme tout cela est noué! et comme cette pauvre famille

---

[1]) 1770, an Iselin, FAI.

passe par un dénouement très naturel du comble de l'infortune à la plus douce félicité."

Der Basler Lukas Legrand endlich versah den Luzerner Meyer von Schauensee nicht nur mit französischen, sondern mit englischen Büchern. 1794 schickte er ihm einen Katalog englischer Autoren, und eine Rechnung nennt die heute noch unvergessenen Werke Tristram Shandy, Sentimental Journey und Clarissa Harlowe[1]).

* * *

Das Fehlen der *deutschen klassischen* Literatur im Bücherverzeichnis ist um so auffälliger, weil der Katalog auf eine weitverzweigte Belesenheit von Ochs schließen läßt. Wir erkennen eine geradezu überraschende, auf das Alte, aber noch mehr auf das Gegenwärtige gerichtete Vielseitigkeit der Interessen, eine Vielseitigkeit zudem, die nicht vorübergehender Natur ist, sondern sich auf das ganze Leben erstreckt. Voran stehen die *wissenschaftlichen* Werke. Es gibt kein Gebiet, das nicht gepflegt wäre. Die exakten Wissenschaften sind auffällig stark vertreten, Wörterbücher und Encyclopädien in stattlicher Zahl vorhanden: das mag charakteristisch sein für die Aufklärungszeit und für die hohe Einschätzung des Vernunft- und Verstandesmäßigen. Religions- und kirchengeschichtliche Bücher zeugen für seinen protestantischen Eifer. Unter den vortrefflich vertretenen Philosophen fehlt Locke so wenig als Kant. Die Gesamtaufstellung läßt bei aller Mannigfaltigkeit auf die Geistesrichtung des Eigentümers schließen: bei aller Universalität besaß Ochs keine Allerweltsbibliothek, sondern eine Büchersammlung, die einen bestimmten Charakter trägt.

Begreiflicherweise nehmen die juristischen Werke, unter ihnen wieder die rechtsphilosophischen und rechtsgeschichtlichen, einen breiten Raum ein. Die im Katalog aufgeführten historischen Bücher dagegen geben eine ganz ungenügende Vorstellung von dem wirklichen Besitzstand und der starken Liebe zur Historie. Was uns der Katalog verschweigt, das können wir auf andere Weise vernehmen: in

[1]) Diese Angaben habe ich den Papieren Meyers, depon. Staatsarchiv Luzern, entnommen.

den Buchhändler- und Buchbinderrechnungen begegnen wir zahlreichen historischen Werken, die im Katalog fehlen; die wichtigste Ergänzung aber bieten uns die Nachweise und einzelne im Text enthaltene Bemerkungen der von Ochs verfaßten Basler Geschichte[1]).

Die wissenschaftliche Bibliothek war durch die Sammlung alter und neuer *juristischer* Werke ausgezeichnet. Neben den beiden Foliobänden des Corpus juris civilis romani, einer Ausgabe aus dem Jahre 1756, standen alle die Rechtsbücher, Gesetzeswerke und Kommentare, die dem forschenden Geist unentbehrlich waren, Werke des Zivil- und Strafrechtes, des weltlichen wie des kanonischen Rechtes, des Völkerrechts, der Naturrechtslehre; Puffendorf ist vertreten mit seinem Droit des gens, Grotius mit seiner Lehre vom Völkerrecht. Seine juristische Bibliothek hat Ochs bis zuletzt noch ergänzt. Von den neueren Werken mag das Handbuch des Zivilprozesses von Schnell erwähnt werden. Da Ochs selber an der Reform des Kriminalrechts in Basel mitwirkte, sammelte er die einschlägige kantonale Literatur, ebenso die französische, also namentlich napoleonische Gesetzgebung.

Die *schweizergeschichtlichen* und geographischen Werke machen eine kleine Bibliothek für sich aus. Wir müssen uns den Bestand bedeutend größer denken, als er im Katalog erscheint. Die Anmerkungen zu den ersten Bänden von Ochs' Basler Geschichte verraten, daß er mit Handwerkszeug gut versehen war. Die allgemeine, namentlich deutsche Geschichtsschreibung kommt in jenen Anmerkungen und im Text deutlich zur Geltung. Unter den schweizerischen Schriftstellern seiner Zeit ist vor allem der Vielschreiber Leonhard Meister gut vertreten. Ochs stand mit ihm in jahrelanger Korrespondenz, versah ihn auch mit Ratschlägen und fachgemäßen Aufschlüssen. Vorübergehende Freundschaft verband Ochs mit dem gleichaltrigen Schaffhauser Johannes Müller. Die von brennendem Ehrgeiz genährte wissenschaftliche Arbeit des „Geschichtsschreibers der Eidgenossenschaft" förderte auch den Entschluß des Baslers, wenigstens die Geschichte seiner Stadt festzuhalten. Seiner Darstellung

[1]) Namentlich der Abschnitt „Quellen der Geschichte", im 1. Bd. S. XI ff.

gereichte es zum Vorteil, daß er es nicht in blendender Darstellungskunst dem Freunde gleichtun wollte, sondern seinen eigenen Weg ging und damit ein selbständiges Werk in die Welt setzte, das infolge der gründlichen sachlichen Studien seine Bedeutung bis auf diesen Tag bewahrte[1]), wenn auch das Interesse des Lesers sich nicht mehr denjenigen Partien zuwendet, die dem Verfasser von besonderer Wichtigkeit waren.

Der Katalog nennt auch eine schöne Zahl *baslerischer* Geschichtsquellen. Und trotzdem ist er gerade auf diesem Gebiete von unerhörter Unvollständigkeit!

Vor allem besaß Ochs die notwendigen Nachschlagebücher: von Leonhard Meister für die ganze Schweiz „Helvetiens berühmte Männer" in allen möglichen Erweiterungen, von Markus Lutz den „Nekrolog denkwürdiger Schweizer"; für Basel insbesondere Herzogs Athenae rauricae (1778—80), d. h. den Katalog der Universitätsprofessoren seit dem Jahre 1460; von Tonjola: Basilea sepulta retecta continuata, 1661 zu Basel gedruckt; aber auch dessen Vorgänger Johann Groß: Urbis Basiliensis epitaphia et inscriptiones, vom Jahre 1625. Dazu Bürgerbücher, über Leben und Tod und eheliche Verbindungen, wie sie der Magister Weiß verfaßt hat, oder ein Verzeichnis der Häuser, z. B. aus dem Jahre 1811. Ochs besaß unter anderm auch ein Martyrologium Basiliense aus dem Jahre 1584, den Totentanz mit den Merianschen Kupfern, ein Verzeichnis der „Jetztlebenden Kaufmannschaft" (1743), Gerichts- und Schulordnungen. Das Verzeichnis erwähnt auch die Schmähschrift „Basel Babel", die Dr. Petri, der dem Strafgericht des 91er Wesens entkommen war, verfaßt hatte. Notiert sind ferner die epistolae virorum obscurorum. Einen wichtigen Bestand aber bilden die chronikalischen Werke: von Wurstisen die Epitome historiae Basiliensis, die 1577 zu Basel gedruckt wurde, und seine Basler Chronik in der Ausgabe und Fortführung von Daniel Bruckner (1765—1779)[2]). Von Daniel Bruckner selbst die „Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel", die heute noch um

[1]) Mancher Irrtum mag auf das Konto der von Ochs beschäftigten Kopisten gesetzt werden.

[2]) Ochs kaufte das Buch im Februar 1781.

ihrer zahlreichen Kupfer willen gesucht sind. Vollständige Exemplare gelten als Seltenheit. Auch der vorliegende Katalog verzeichnet nur sechs statt sieben Bände. Ohne genaue Angabe wird ein Quartband erwähnt als Historia Basiliensis. Die „Kurtze Baßler Chronik“ ist diejenige des Johannes Groß, die 1624 gedruckt und 1700 neu aufgelegt wurde.

Der Besitz dieser Werke würde heute noch jede Privatbibliothek auszeichnen. Dem Historiker freilich konnte sie schon damals nicht genügen, auch wenn sich ihm in den Gewölben des Archivs unberührte Schätze öffneten, die für manche nicht vorhandene Druckschrift Ersatz boten. Die Rechnungen, soweit sie noch vorhanden sind, teilen uns denn auch mit, daß namentlich die historische Bibliothek von Peter Ochs eine ganze Zahl von Werken enthielt, die der Katalog nicht aufzählt. Wenn wir also nicht schon aus den in seiner Basler Geschichte angeführten gedruckten Quellen diesen Schluß ziehen würden, dann müßte es uns wenigstens durch diese scheinbar gleichgiltigen Geschäftspapiere deutlich werden, daß ein Bücherkatalog nicht ohne weiteres den vollen Bestand der Sammlung überliefert.

Die Rechnungen vermitteln zudem Aufschlüsse, die wir aus der zufälligen Anordnung des Katalogs nicht gewinnen. Wir erfahren unter anderm, daß die großen Anschaffungen in die zwei Jahrzehnte von ca. 1778—1798 fallen. Sie sind spärlich im Jahre 1794; das ist das Jahr großer finanzieller Verluste und gleichzeitig großer Ansprüche: der Holsteinerhof wurde umgebaut, und die Kosten dafür waren höher als den augenblicklichen Kräften angemessen. Nach 1800 sind die neuen Erwerbungen bescheiden. Ochs befand sich damals in einer bedenklichen finanziellen Krisis. Auch der Haß, der schwer auf ihm lastete, machte sein Leben unfroh, so daß er sich mit dem Gedanken trug, den Weg zu gehen, den später seine Bibliothek nahm: er dachte daran, nach Petersburg auszuwandern, und er rechnete dabei auf die Unterstützung Laharpes.

In den guten Zeiten benützte Peter Ochs jeweils den Pariser Aufenthalt auch dazu, seine Bibliothek zu vergrößern. Manche Sendung wird erwähnt. 1787 stellt der Pariser Buchhändler Royer eine Rechnung aus pour Monsieur hocks.

Ochs hielt eine ganze Zahl von Lieferanten in Bewegung: in erster Linie Johann Jakob Flick, der eine Buchhandlung an der Ecke des Fischmarktes, dem Gasthaus zum Storchen gegenüber, besaß. Mit Samuel Flick und mit Schweighauser gehörte er damals zu den bekanntesten Buchdruckern Basels. Er war ein entschiedener Franzosenfreund, war 1798 Agent der St. Johann-Sektion, gehörte zu den engern Freunden von Ochs und blieb ihm auch nach dem Sturz aus dem Direktorium treu[1]). Samuel Flick war ebenfalls französisch gesinnt und als „Stadt- und Landesverräter" verrufen[2]). Er verlegte die „Oberrheinische Zeitung"[3]) und gab später Zschokkes „Aufrichtigen Schweizerboten" heraus. In der Schweighauserschen Buchhandlung wurde Ochs' Basler Geschichte gedruckt, vom 3. Bande an. Die beiden ersten Bände erschienen bei Georg Jakob Decker (Berlin und Leipzig) und bei Johann Heinrich Decker[4]). Zu diesen Lieferanten kommen auch Joh. Lukas Legrand und Jean Jacques Thurneysen „sur les fossés de St. Léonard". Hier subskribiert er auf ein Exemplar der Gesamtausgabe von Voltaires Werken[5]). 1799 bezieht er die „Helvetischen Neuigkeiten" durch Joh. Ant. Ochs, mit dem er verwandtschaftlich nichts zu tun hat.

Wichtiger noch sind die Buchbinder-Rechnungen. Flick steht voran; dann folgt Scherb, der ihm z. B. 29 Exemplare des zweiten Bandes seiner Basler Geschichte einbindet. Kunstblätter, Kartenwerke, Ansichten und illustrierte Reisebeschreibungen bezog er durch den berühmten Kupferstecher Christian von Mechel. Dieser lieferte ihm z. B. im Jahre 1790 die Porträts der Mitglieder der französischen Nationalversammlung[6]). Vom Buchbinder Augustin Scholer erwirbt Ochs eine Meriansche Bibel. Auch der Buchbinder Haag arbeitet für ihn.

---

[1]) Basler Jahrbuch 1919, S. 266; 1920, S. 39.

[2]) Basler Zeitschrift XI, 160.

[3]) Vgl. Basler Beiträge X, 233 f.

[4]) Über den Übergang des Geschäftes an Thurneysen und Schweighauser: Basler Zeitschrift XI, 217 f.

[5]) Für 163 livres de France.

[6]) 1798 kaufte Ochs ein Porträt Bonapartes.

Von schweizergeschichtlichen Nachschlagewerken wird in den Rechnungen das helvetische Lexikon von Hans Jakob Leu und das von Hans Jakob Holzhalb herausgegebene Supplement erwähnt, das fortlaufend erworben wurde. So erscheinen auch in entsprechenden Zwischenräumen die einzelnen Teile von Gottlieb Emanuel v. Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte (1785—1788). Das ist das wichtigste. Von allgemeinem Bildungstrieb zeugt die Erwerbung eines Orbis pictus [1]), einer Geschichte von Amerika, u. a. Die Gegenwart macht sich geltend: Ochs kauft die Oeuvres de Frédéric II in 15 Bänden, aber auch die Histoire secrète de Berlin [2]). Der noch nicht vergessene, bis in unsere Zeit wieder aufgelegte Archenholtz erzählt Friedrichs Ruhm im Siebenjährigen Krieg. Neben dem Helvetischen geht der Gothaer Kalender einher.

Einen breiten Raum verlangen die *Zeitungen*. Die Revolution steigert die Aufmerksamkeit für die Ereignisse des Tages.

Die starke politische Teilnahme äußert sich aber vor allem darin, daß der Ankauf *zeitgenössischer Publikationen* in den erregten Kampfjahren alles andere beherrscht. Ochs selber nimmt im Juni 1790 am Föderationsfest der Nationalgarden und Linientruppen in Straßburg teil. Sein Schwager, Baron von Dietrich, damals Maire in Straßburg, gibt den Fahnen den Segen, und Ochs verherrlicht das Fest mit seinen Versen, die er der Schwester widmet. Dies Gedicht ließ er bei Haas Sohn auf fein englisch Postpapier mit roter und blauer Umrahmung in 300 Exemplaren drucken [3]). 1791 ließ er die Constitution française einbinden, ebenso den Discours de Mirabeau. Er rafft seit 1789 sozusagen alles zusammen, was an öffentlichen Kundgebungen gedruckt wird. 1790 wird

---

[1]) 1787. Dazu kommt 1795 ein neuer englischer Orbis pictus in Lieferungen.

[2]) Thurneysen und Legrand druckten eine Ausgabe der nachgelassenen Werke Friedrichs des Großen. Für den Inhalt des 12. Bandes wurde Legrand zur Rechenschaft gezogen. Seine Rechtfertigung vor dem Großen Rat und sein aufklärerisches Bekenntnis sind einzigartige Aufschlüsse für das Verständnis der Zeit. Ochs korrespondiert (1789) darüber ausführlich mit Meister. Vgl. Hans Buser, Lukas Legrand (Basl. Biographien I).

[3]) Es ist da und dort bei Sammlern zu treffen.

Droit de l'homme et du citoyen „in rot Saffian gebunden, 2 Titul und Goldlinien"; dafür bezahlt er dem Buchbinder 48.— Frs. In kaum getrübter Siegerfreude ließ er im April 1798 120 Exemplare der von ihm entworfenen Constitution helvétique binden.

Neben diesen politischen Schriften verschwinden die andern Erwerbungen. So die naturwissenschaftlichen, die sich sogar auf den Kauf von mathematischen Instrumenten ausdehnen. Es berührt eigentümlich, wie Ochs in den unruhvollen Tagen des Jahres 1791 in Paris Musikalien kauft oder leihweise übernimmt, um die Kunst zu pflegen, die ihm bis an sein Lebensende Freude und Trost gewesen ist. Damals, als er im Auftrag der Basler Regierung langwierige Geldforderungen zu verteidigen hatte, erholte er sich an Haydn und Cherubini. 1792 vermerkt eine Buchbinderrechnung schlechtweg: „Musikalien". 1798 wird erwähnt: „Art de toucher le fortepiano" [1]).

Aber auch diese Ergänzungen vermögen die Lücken nicht zu füllen, die der Kenner von Ochs' Basler Geschichte vermutet. Wo sind, so fragen wir, die Chronisten, die Ochs in seinem Geschichtswerk erwähnt? Die Stumpf, Königshofen [2]), Ryff, Beinheim, die Scriptores minores, um die ihn Müller bittet, und die Ochs nicht aus der Hand geben kann, weil er sie selber braucht! Wo ist Aegidius Tschudy? Der Katalog nennt ihn so wenig wie die Rechnungen. Die Basler Chronisten und ihre Nachbarn fehlen — aber nur im Katalog und in den Rechnungen. In Wirklichkeit besaß Peter Ochs eine viel größere Bibliothek als der Katalog mit diesen 1500 Bänden vermuten läßt. Er besaß seltene wertvolle Bücher und dazu ebenso wertvolle Manuskripte, von denen sich im Verzeichnis nur schwache Spuren finden. So nennt der Katalog eine „Baßler Chronik geschrieben"; es ist ein Folioband ohne jede weitere Bezeichnung. Und auf einer

---

[1]) Seine Freude an der Musik kommt zur Geltung in der Anschaffung von Instrumenten, in Spiel und Gesang. Davon wird in einem andern Zusammenhang die Rede sein.

[2]) Auf seinen Wunsch schickt ihm Türckheim die Chronik von Königshofen; da er sie doppelt besitze, könne Ochs das Exemplar behalten. 16. April 1785. Türckheim an Ochs. FAH.

Buchbinderrechnung aus dem Jahre 1798 ist angegeben ein „sehr dicker Folioband Manuscripte, in marmor Carton gebunden“, ferner: „2 Bände Manuscripte in folio zu brochieren“ [1]). Wichtige Anhaltspunkte bieten Text und Anmerkungen der Basler Geschichte [2]).

Sie erhalten ihre Zusammenfassung im Schlußwort des sechsten Bandes. Darin empfiehlt er dem wohlweisen Herrn Bürgermeister, den teuren Miträten und den wertgeschätzten Mitbürgern sein Geschichtswerk. Seit dem Frühjahr 1779 habe er alle freien Stunden darauf verwandt [3]), seine Lieblingsstudien und Erholungen beiseite gelegt und keine Auslagen zu den erforderlichen Hilfsmitteln gespart. „Im Jahre 1779“, so berichtet er [4]), „war ich, nach der vollendeten Laufbahn der Universität ohne Beruf noch Amt; und die Worte: inutile terrae pondus (unnütze Bürde der Erde) ertönten ohne Unterlaß in meinen Ohren. Als ich damals meine Pflegestadt, Hamburg, verließ und mich in meiner Vaterstadt ansiedelte, mußte ich bald wahrnehmen, daß es uns an einer gründlichen Geschichte unsres Kantons fehlte. Nun wollte der Zufall, daß zwei beträchtliche Sammlungen von Büchern und Handschriften feilgeboten und mein Eigentum wurden. Nach gemachtem Gebrauch davon wollte drei Jahre später ein anderer Zufall, daß ich auf den sel. Ratschreiber Iselin in seinem Amte folgte, und also mancher Behälter des Archivs meinem Nachforschen offen zu stehen kam. So ebnete sich der Weg zur Verfertigung dieser Geschichte.“

Auch in den handschriftlichen biographischen Notizen erwähnt er den Kauf: „J'avais déjà acheté pour quatre cents

---

[1]) Hier kann es sich ebensowohl um historische Dokumente als um diplomatische Aktenstücke aus der eigenen amtlichen und politischen Tätigkeit handeln.

[2]) So nennt die zweite Anmerkung von Bd. V, Seite 422, kurzweg: „Bruckners Handschriften“.

[3]) In biographischen Aufzeichnungen schreibt Ochs zum Jahr 1779: „Je commençai à rassembler des matériaux pour mon histoire de Bâle“. Und zwar unter dem Eindruck einer Schweizerreise, die ihn auch in die italienischen Vogteien führte: „Les abus du gouvernement des Cantons dans les baillages, et surtout dans les baillages italiens, firent une forte impression sur mon esprit“. Msc. FAH.

[4]) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. VI, 361.

louis des livres et des manuscrits"[1]). Ausführlicher spricht er sich in einem Brief an den Zürcher Paul Usteri über seine wissenschaftliche Lebensarbeit aus, die ihm neben aller Mühe auch eine Ausgabe von mehr als 500 Louis verursacht habe[2]).

Die erste Sammlung, die er erwarb, stammte aus dem Besitz von Professor Johann Rudolf Iselin[3]). Dieser, der Onkel des Ratschreibers Isaak Iselin, hatte die Rechte studiert, dann Deutschland, die Niederlande und Frankreich bereist und sich in bescheidener Stellung in Basel festgesetzt, dabei Berufungen ins Ausland, nach Leyden und Göttingen, abgelehnt. Seit 1725 war er Mitglied der Berliner Akademie. Erst 1757 erhielt er eine juristische Professur in seiner Vaterstadt. Mit seinen beiden Kollegen Joh. Rud. Thurneysen und Joh. Heinrich Falckner entwarf er eine Notariatsordnung, die 1765 zum Gesetz erhoben wurde[4]). Er besaß das Vertrauen des Prinzen von Baden-Durlach in der Stellung eines Hofrats[5]). Er war politisch äußerst regsam[6]), war zur Zeit des siebenjährigen Krieges Agent von Preußen und England und redigierte als „Zeitungs-Compositor" die „Basler Zeitung" bis zum Jahre 1768. Er besaß weitreichende Verbindungen und unterhielt in allen Kantonen Beziehungen zu den angesehensten Männern[7]). Dagegen gehörte er nicht zur Helvetischen Gesellschaft, sondern er machte sich über die „Ruhmredigkeit der Schinznacherfreunde" lustig. So war auch das Verhältnis zu seinem Neffen, dem Mitbegründer jener Gesellschaft, kein freundliches[8]). Peter Ochs war von 1774 bis 1776 sein Schüler; er besuchte nicht nur seine Vorlesungen, sondern empfing noch ganz besondere persönliche Anleitung. Ochs befand sich in Hamburg, als er den Tod seines frühern

---

[1]) 1780. Msc. FAH. Dagegen übergeht er dort die zweite Erwerbung.

[2]) 1er Août 1809. Ochs an Usteri. Zentralbibl. Zürich.

[3]) 1705—1779. Allg. deutsche Biogr. XIV, 611. Weitere Quellenangaben: Basler Zeitschrift, VI, 365, Anm. 2.

[4]) Ed. His, Zur Geschichte des Basler Notariats. Basler Zeitschrift, XX, 34.

[5]) Freundl. Mitteilung von Herrn Prof. Rud. Thommen.

[6]) Alexander Pfister, Zur Geschichte Basels u. s. w. Basler Zeitschrift, VI, 356 ff.

[7]) Sie sind aufgezählt von Pfister, a. a O. S. 377.

[8]) A. a. O., S. 378. Ferd. Schwarz, Isaak Iselins Jugend- und Bildungsjahre. Basler Neujahrsblatt 1923. S. 6.

Lehrers vernahm. Er beweinte den Hinschied des von ihm hochgeschätzten Mannes, sprach dem Ratschreiber Iselin die Teilnahme aus und erkundigte sich im gleichen Atemzug darnach, was wohl die Erben für die Bibliothek des Professors verlangten[1]). Er habe sich die Wissenschaft zu seinem Lebensgebiet ausersehen; es sei ihm unmöglich, auf die Dauer mit Leuten zu leben, die nicht studiert hätten[2]).

Wenige Monate später wiederholte er dieselbe Frage nach dem Preis der Büchersammlung[3]). Er müsse schon sagen, daß, von verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilt, es sich um eine schöne Erwerbung handle. Aber wie viele verjährte und überlebte Ausgaben enthalte sie! Wie viele Bücher, die er nicht brauchen könne, andere wieder, die er schon besitze oder durch die öffentlichen Bibliotheken beziehen könne!

Im gleichen Jahre wurde er mit den Erben handelseinig. Am 16. Dezember 1779 bezahlte Peter Ochs dem von den übrigen Erben mit Vollmacht versehenen Hauptmann Iselin die Summe von vierhundertundzwanzig Louis d'or, de France, bar in die Hand „pour une bibliothèque à Lui vendû"[4]). Vorwurfsvoll schreibt Ochs im März 1780 an Johannes Müller, den er 1779 in Genf besucht hatte[5]): „Me voici marié depuis quatre mois et possesseur de la bibliothèque d'Iselin depuis trois. Et pas un mot de félicitation de votre part! Cela n'est pas bien"[6]).

---

[1]) Joh. Rud. Iselin besaß nicht nur juristische, sondern auch historische Werke. Er edierte die Chronik des Aegidius Tschudy.

[2]) Hamburg, 23. April 1779. FAI.

[3]) Bern, 13. August 1779. FAI.

[4]) Quittung im FAH. Unterschrieben von: Iselin, Capitaine au Régiment Suisse d'Aubonne. Das ist Johann Jakob, 1734—1790, Offizier in französischen Diensten; er ist das fünfte Kind von Prof. Iselin. Im Zusammenhang damit mag ein noch vorhandener und quittierter Schuldschein stehen, der auf 100 Louis d'or lautet, die Ochs bei seinem Schwager, Baron von Dietrich, am 19. Oktober 1779 aufnahm, mit der Verpflichtung zur Rückzahlung auf den 2. Januar 1780. Sie erfolgte schon Ende Dezember 1779. FAH.

[5]) Korrespondenz zwischen Müller und Ochs. Stadtbibliothek Schaffhausen und FAH. Vergl. D. A. Fechter in den Basler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, VIII. 153. Karl Henking, Joh. v. Müller, Bd. I., erwähnt diesen Besuch nicht, hingegen die erste Begegnung vom Jahre 1775 im Hause Ochs in Basel: 192.

[6]) Im März 1780.

Als sich Ochs mit Müller über die Iselinsche Bibliothek mündlich unterhielt, da war zweifellos von den Manuskripten die Rede, die mit unwiderstehlicher Anziehungskraft die Aufmerksamkeit des Schaffhausers auf sich zogen. Es war wohl davon die Rede, daß Ochs nach vollzogenem Kauf wichtige Dokumente diesem Freunde zur Benützung zustelle. Enttäuscht klingt aber die Bemerkung, mit der Ochs nach Genf schreibt, die Manuskripte, die er gekauft habe, seien die Transportkosten nicht wert. Iselins politische Korrespondenz habe er nicht erhalten können; die Kanzlei nehme in Beschlag, was mit den öffentlichen Geschäften etwas zu tun habe; was übrig bleibe, sei keinen Deut wert[1]). Iselin war als Zeitungsschreiber mit der Zensur nur zu oft in Konflikt geraten. Wiederholt beklagten sich Frankreich und Österreich beim Rate von Basel, dem die publizistische Regsamkeit des Professors höchst unerwünscht war. Es liegt deshalb der Gedanke nahe, daß die Regierung die politischen Dokumente aus dem Nachlaß Iselins zu eigenen Handen nahm, um sie unschädlich zu machen. Auf diese Weise scheint es mir erklärlich, daß die Briefe des Professors nur teilweise erhalten sind, „und diejenigen seiner Freunde nur, insofern sie literarischen Inhalts sind oder dann über weniger bedeutende politische Ereignisse und Bestrebungen berichten“ [2]).

Seitdem Ochs entschlossen war, die Basler Geschichte zu schreiben, scheute er keine Ausgaben. Klar und deutlich entwickelte er Müller gegenüber Plan und Tendenz seines Geschichtswerkes. Dabei legte er den Nachdruck auf die Dokumentierung. Darum kaufe er viele Manuskripte[3]). Unter anderm erwarb er ein Manuskript des Ratssubstituten Daniel Bruckner, das nichts weniger war als ein Katalog und ein nach Materien geordnetes Verzeichnis des Staatsarchivs[4]). Die Regierung unterstützte seine Forschung. Als Ochs Zutritt zu den Gewölben und Mitteilung von Aktenstücken wünschte, leitete der regierende Bürgermeister das Gesuch

---

[1]) „La suie du reste ne vaut pas les frais du ramoneur“.

[2]) Alexander Pfister, a. a. O. S. 377.

[3]) „J'achète force manuscrits“. 9. November 1781.

[4]) „de prèsque tout ce qui s'y trouve“. 21. Dezember 1781. Ochs an Müller.

an die übrigen Häupter; diese verlangten ein Gutachten der Haushaltungskammer[1]), und das Begehren wurde einhellig bewilligt. Peter Ochs wußte den guten Willen der Regierung nicht genug zu rühmen.

Von nun an wühlte er in den Papieren des Archivs, vermehrte aber zusehends seine eigene Bibliothek trotz schwerer finanzieller Verluste, die er 1781 erlitt. Nach Bruckners Tod kaufte er dessen Manuskripte[2]). Der Gewinn war geringer als der Verlust: mit Bruckner ging, — von menschlichen Werten nicht zu reden, — ein Basler Geschichtsforscher dahin, der für Ochs ein tüchtiger Berater hätte sein können.

Daniel Bruckner (1707—1781) war in seiner Vaterstadt Basel Ratssubstitut und Registrator und war wie sein künstlerischer Mitarbeiter Emanuel Büchel von innen heraus Freund der Vergangenheit und der Geschichte seiner Heimat. „Beide stehen am Beginn einer neuen Richtung, sind die Träger eines *wieder*erwachenden Interesses an vaterländischer Geschichte, eines überhaupt erst erstehenden Sinnes für vaterländische Altertümer. Aber hinwiederum bilden sie auch den Abschluß einer Periode.... Was uns Bruckner und Büchel wert macht, das ist die Fülle des von ihnen zusammengebrachten Stoffes, das ist die Grundlage dieses Fleißes, nämlich ihr Eifer für die Vergangenheit, ihre freudige Anschauung und Bewunderung derselben. Unmittelbar an Bruckners Arbeiten schließt sich die Basler Geschichte des Peter Ochs an“[3]).

Bruckner gehört zu jenen Sammlern, die wie Amerbach und Platter, Bauhin, Fäsch, d'Annone usw. zum Ruhme ihrer Stadt beigetragen haben. 1777 und 1778 kaufte der Große Rat das Kabinett Bruckners um 1000 Neutaler und verehrte es der Bibliothek. „Es war im Grunde nur ein Anlaß, ihn um andere Arbeiten zu belohnen. Das Cabinet bestand in Antiquitäten von Augst, Versteinerungen, Malereien und

---

[1]) „Chambre économique“.

[2]) Dieser starb am 28. Dezember 1781. Vergl. über ihn: Allg. Deutsche Biogr., III 339.

[3]) Rudolf Wackernagel, Die Erhaltung vaterländischer Altertümer in Basel, a. a. O., S. 245. Es ist, wie die vorliegenden Ausführungen zeigen, nicht richtig, anzunehmen, daß Handschriften aus dem Nachlaß Bruckners den ersten Anstoß zur Ochsischen Basler Geschichte gegeben.

wichtigen seltenen Büchern"[1]). Zu diesen Arbeiten zählt sein bereits erwähnter „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel". Er schrieb auch eine Fortsetzung Wurstisens, die sich „gemächlich in der alten Annalenform" bewegt[2]). Ochs hatte die Absicht, das Werk weiterzuführen.

Wenn irgend jemand, dann war Bruckner dazu angetan, Ochs in die Geheimnisse der Archivgewölbe einzuweihen. Man begreift darum den Ausruf des Leids: Der gute Bruckner, der unermüdliche Bruckner ist tot. Dieser Verlust ist unersetzlich. Auch der berühmte Daniel Bernoulli ist tot. Iselin hat die Wassersucht und wird sich nicht mehr erholen[3]). „Ainsi", jammert Ochs, „dans l'espace d'un an, nous aurons perdu les trois ornements de Bâle. Il ne reste que des fainéants de professeurs et des écoliers comme moi"[4]).

Den Nachlaß Bruckners hat sich Ochs nicht entgehen lassen. Er legte 200 Louis aufs Brett und kaufte damit die Brucknerschen Manuskripte[5]). Damit könne er sich viel Mühe und viele Nachforschungen auf der Kanzlei ersparen. Aber er habe die Manuskripte überzahlt.

Schätzte Ochs den Wert der Brucknerschen Manuskripte zu niedrig ein? Da sie uns verloren gegangen sind, hat unsere Phantasie freien Spielraum und wir sind geneigt, uns diesen Verlust als einen unersetzlichen auszudenken. Wir stellen uns vor, daß Ochs als Anfänger auf dem Gebiete historischer Forschung das Wertvolle vom weniger Wertvollen noch nicht recht unterscheiden konnte. — Diese Zweifel aber schwinden, wenn wir in einem Schreiben vom Jahre 1785, das Ochs an Gottlieb Emanuel von Haller richtete, derselben ursprünglichen Auffassung begegnen und gleichzeitig über die Arbeitsmethode Aufschluß erhalten. Ochs nennt die Quellen,

---

[1]) Ochs, Basler Geschichte VI. 17 f.

[2]) Wackernagel a. a. O. S. 245.

[3]) Isaak Iselin starb tatsächlich am 15. August 1782. Dies ist auch das Todesjahr von Daniel Bernoulli.

[4]) 3. April 1782. Ochs an Müller.

[5]) Im November 1781 bescheinigt noch Daniel Bruckner selbst den Empfang einer à Conto-Zahlung für die an Ochs „verhandelten" Schriften; eine weitere Zahlung im Dezember 1781 für die verkauften Cabinetsschriften. Comptes. FAH.

die er benützte; sie seien Haller nicht fremd: nämlich die am meisten bekannten Druckwerke, dann die Manuskripte von Bruckner, die er mit 200 Louis bezahlt habe, „ce qui est fort cher", und „unsere" Archive. Die Akten aus dem Archive seien ohne Zweifel die kostbarsten Manuskripte, „puisque ce sont les seuls qui font foi". Daneben erwähnt er noch andere Hilfsmittel, nämlich Familienpapiere, die ihm zur Benutzung überlassen wurden. Er hat sich zwei Hefte (cahiers) angelegt und überschrieben als „manuscrits propres" [1]) und als „manuscrits anonymes" [2]). Das erstere enthält Angaben, die er, z. B. durch Vergleiche mit andern Aktenstücken, als authentisch ansieht; das andere umfaßt das, was ihm unsicher und apocryph erscheint. Haller wünschte die Mitteilung von Quellen, die er in sein bibliographisches Werk aufnehmen müsse [3]). Aber Ochs konnte seinen Wunsch nicht erfüllen; die Auswahl und Zusammenstellung würde ihn zu viel Arbeit kosten. Immerhin nannte er ihm zwei Manuskripte, die Haller in seiner „Bibliothek" erwähnen müsse, nämlich das Diarium von Gast und die Beinheimsche Chronik [4]). Er erklärte sich bereit, ihm eine Notiz aufzusetzen, wenn er ihrer noch bedürfe; „quant aux originaux, je ne les ai plus" [5]). Ihre Herkunft erwähnt er an dieser Stelle nicht. Aber wir kennen sie aus der Basler Geschichte. Dort bezeichnet Ochs das Gastsche Tagebuch als „eine gute Abschilderung seiner Zeiten"; es sei ihm „von I. Hochwürden Herrn Oberstpfarrer Merian mitgeteilt worden" [6]). Im Zusammenhang damit erwähnt er „Leißlerische Manuscripten" aus dem Nachlaß des

[1]) Das sind die von Ochs, Basler Gesch. I S. XV erwähnten Miscellanea in 8 Foliobänden.

[2]) Manuscripta anonyma: Ochs, Basler Gesch. I S. XIII.

[3]) „Bibliothek der Schweizer-Geschichte". 1785—88.

[4]) Vgl. Gasts Tagebuch, in Auszügen behandelt von Johannes Tryphius; übersetzt und erläutert von Karl Buxtorf-Falkeisen. 1856. Zu der in Arbeit befindlichen Ausgabe durch Dr. D. Paul Burckhardt (Basler Chroniken, Bd. VIII), vgl. Basler Zeitschrift XXII. S. V. Heinrich von Beinheims Chroniken, in den Basler Chroniken Bd. V (hg. von Aug. Bernoulli). Vgl. G. v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz. S. 125 und 234. Ochs, Basler Gesch. I S. XIII f.

[5]) 24. September 1785. Ochs an Gottl. Eman. v. Haller. Im Besitz von Herrn Geigy-Hagenbach (Basel).

[6]) Ochs, Basler Gesch. I S. XIII.

Oberstzunftmeisters Leißler: Auszüge und Register aus verschiedenen Standesbüchern. „Als ein Denkmal seiner Achtung sind sie mir verehrt worden“ [1]). Private und Gesellschaften forderte er auf, ihm „brauchbare Materialien ... zucommunicieren“. „Vieles liegt noch zerstreut und unbenutzt. Vieles, so man für unbrauchbar hält, ist doch im Grunde brauchbar“ [2]).

Wie er sich bemühte, sein Material nach Möglichkeit zu ergänzen, ist auch ersichtlich aus einem Schreiben an Beat Fidel von Zurlauben, in dem er nicht nur Worte für das seiner Geschichtschreibung gespendete Lob findet, sondern auch Worte eindringlicher Bitte: „Si quelque diplôme, ouvrage, manuscrit vous tombe sous la main qui puisse m'être utile, daignez me l'indiquer et me permettre le printemps prochain d'en prendre lecture chez vous“ [3]). In denselben Zeilen kommt Ochs auf die kostspielige Erwerbung von Hilfs- und Quellenmaterial zu sprechen: Man müsse mit Gold selten gewordene Quellen aufwiegen, die, auch wenn sie schlecht seien, der Besitzer hoch einschätze, weil er wohl merke, daß sie gesucht seien [4]).

Tatsächlich hat Ochs stattliche Summen auf seine Bibliothek verwendet, und die Angaben, die er Usteri darüber gemacht hat, sind nicht übertrieben, sondern bleiben hinter dem wirklich aufgewendeten Kapital zurück. Dafür kam er freilich in den Besitz einer Büchersammlung, die, nicht nur in Basel, ihresgleichen suchte. Sie auferlegte ihm schwere Verpflichtungen: Von allen Seiten wurde er um Aufschlüsse ersucht, so daß seine Bibliothek nicht nur ihrem Eigentümer, sondern den zeitgenössischen Gelehrten überhaupt zur Förderung gedieh.

Im 1. Band seiner Basler Geschichte hat Ochs der Darstellung ein Verzeichnis der von ihm benützten Quellen vor-

---

[1]) ebda.

[2]) a. a. O. S XIX.

[3]) 2. Oktober 1786. Aargauische Kantonsbibliothek.

[4]) Von den 17 Foliobänden, die er von Bruckner erworben, sagt er: „Ich halte aber für nützlicher, wenn nur das Brauchbare dem Leser übergeben werde, und dieses Brauchbare läßt sich füglich in einen Oktavband bringen“. Ochs, Basler Gesch. I S. XI. In der Aufzählung sind nur die „ungedruckten Quellen oder Manuskripten“ aufgeführt.

ausgehen lassen[1]). Es kennzeichnet die wissenschaftliche Art seiner Forschung. Wer über den *Geschichtsschreiber* Ochs urteilen will, der wird seine Quellenangaben bis ins einzelne prüfen. Davon ist hier nicht die Rede. Das Verzeichnis kommt hier nur insofern in Betracht, als wir über den Bestand der Ochsischen Bibliothek aufgeklärt werden. Es geht aus ihm hervor, daß wichtige Quellen ihm nicht zu eigen gehörten, sondern ihm nur leihweise anvertraut waren.

Charakteristisch für jene Zeit sind die „Handschriften" von Magistratspersonen, die mit ihrer übrigen Hinterlassenschaft jeweils vererbt und unter die Nachkommen verteilt wurden. Auf diese Weise haben sich bis auf den heutigen Tag amtliche Dokumente in Familienarchiven erhalten[2]).

* * *

Die Bücher- und Manuskriptsammlung, die Peter Ochs unter großem Geldaufwand angelegt, besteht heute nicht mehr. Da er infolge der Revolution sein Vermögen einbüßte und sich beständig mehr einschränken mußte, verkaufte er seine schönen Häuser und schließlich auch seine Bibliothek. Laharpe war der Vermittler und die russische Regierung war der Käufer. Von da an war die einzigartige Bibliothek des Baslers verschollen, bis ins Jahr 1874. Da entdeckte ein Baselbieter, Alexander Romald, Sekretär des schweizerischen Generalkonsulates in Petersburg, auf der dortigen kaiserlichen Bibliothek Schriftstücke zur schweizerischen, namentlich baslerischen Geschichte, zum Teil mit Randbemerkungen versehen, die alle von derselben Hand herrührten. Er vermutete, daß diese Werke Eigentum eines schweizerischen Geschichtsforschers zu Ausgang des 18. Jahrhunderts gewesen seien, „welcher sie zum Zweck der Abfassung einer Geschichte von Basel" gesammelt habe. Er machte die Anregung, durch einen Fachmann den literarischen Wert der Manuskripte zu prüfen[3]).

Der Bundesrat richtete diese Mitteilung an Bürgermeister und Rat des Kantons Basel. Hier wurde Ratsherr Karl Burck-

[1]) S. XI ff. Es ist leider nicht ganz klar.

[2]) Ochs, Basler Gesch. I S. XII, besonders S. XV: „Familienschriften von hiesigen Bürgern, deren Eltern in Ämtern gestanden".

[3]) 16. November 1874. Staatsarchiv Basel; Räte und Beamte.

hardt zur Berichterstattung aufgefordert. Der Bericht erstreckte sich auf den von Romald verfaßten Katalog[1]) der schweizergeschichtlichen Manuskripte, „qui se trouvent dans différentes bibliothèques de l'Etat à St. Pétersbourg".

Ratsherr Burckhardt erkannte sofort die Herkunft. Er verwies auf die Quellenangaben von Ochs im 1. Band der Basler Geschichte, namentlich auf die 17 Bände, die aus der Hand Bruckners in den Besitz von Ochs übergegangen waren. Er kam zum Schluß, daß sich „kaum besonders Wichtiges" unter den Petersburger Materialien befinde. Ein Urteil aus der Ferne sei unmöglich.

Unterdessen verfaßte Romald ein zweites Verzeichnis als Fortsetzung des ersten, und er erklärte sich bereit zu weiteren Nachforschungen nach Handschriften und zur Herstellung von Abschriften. Dieser zweite Teil[2]), so äußerte sich Burckhardt als Berichterstatter, sei bedeutender als der erste. Er enthalte „eine ganze Reihe von Handschriften, die von Ochs in der Einleitung zu seiner Geschichte Bd. I als Quellen angeführt sind und sich auch in Hallers Bibliothek der Schweizer Geschichte Bd. IV befinden". Er erkennt 9 Bände der ursprünglich Brucknerschen 17 Foliobände. Unter anderm hebt er hervor eine Kopie der Brombachischen Chronik, eine solche der Chronik des Peter Ryff. In diejenige des Matthäus Rippel möchte er gerne Einsicht nehmen können. Er zählt noch andere Bände auf, die Ochs in seiner Übersicht erwähnt. Unter anderm auch das Ämterbuch des Professors Hans Rudolf Iselin, das Ochs aus Urkunden und Ratsbüchern ergänzt hatte[3]). Burckhardt hielt es als wünschenswert, daß die Verzeichnisse durch Nachforschungen in andern Bibliotheken ergänzt würden. Dagegen wollte er von Abschriften nichts wissen. Er hielt es vor allem für höchst unsicher, ob auch nur *ein* Stück wichtig genug sei, um eine gänzliche Abschrift zu rechtfertigen. Man solle sich nach den Bedingungen erkundigen, unter denen es möglich sei, einzelne Handschriften „hieher zur Einsicht und Benützung" zu erhalten.

Burckhardts Gutachten wurde auf diplomatischem Weg

---

[1]) Première partie. 1874.

[2]) Catalogue etc. Deuxième série.

[3]) Ochs, Basler Gesch. I. S. XII.

weiter geleitet, und der Vizedirektor der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg erklärte, er werde sich „ein Vergnügen daraus machen, allfällige weitere Anfragen bezüglich der in jener Sammlung befindlichen *Basler* Manuscripte in direkter Korrespondenz“ mit der Basler Regierung zu erledigen[1]).

„Wird dieses Schreiben Hn. Ratsherrn Karl Burckhardt zugestellt“ — mit dieser Ratserkanntnis vom 27. März 1875 fanden die Unterhandlungen ein Ende.

Sie wurden im Jahre 1911 durch den damaligen Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel wieder aufgegriffen. Er suchte den Gesandtschaftssekretär der schweizerischen Legation in Petersburg, Dr. Karl Paravicini, für die Sache zu gewinnen. Er sprach auch bereits den Gedanken aus, wertvolle Manuskripte zurückzukaufen. Der Gesandtschaftssekretär erklärte seine Bereitwilligkeit und stellte einen Bericht in Aussicht. Sein „so freundliches Entgegenkommen in der Angelegenheit der Ochsischen Papiere“ wurde mit Worten des Dankes erwidert, und es wurde zu seiner Orientierung ein Verzeichnis von Manuskripten aufgestellt, die einer besondern Prüfung wert seien.

Aber der erwartete Bericht traf nicht ein. Dafür erfolgte ein Wechsel innerhalb der Gesandtschaft; dann brach der Krieg aus, und der wohlüberlegte und planmäßig eingeleitete Vorstoß zur Wiedergewinnung baslerischer Manuskripte traf ins Leere.

So wird lediglich unsere Vorstellung vom Umfang und Wert der Ochsischen Bibliothek erweitert. Was der lokalen Geschichtsschreibung durch die Auswanderung der Ochsischen Bibliothek entgangen ist, kann hier nicht erwogen werden. Aber das Schicksal dieser Bibliothek selbst interessiert uns. Wir empfinden es schmerzlich, daß die umfangreiche Sammlung von Büchern und Manuskripten noch zu Lebzeiten des tätigen Mannes aufgelöst wurde. Der Katalog freilich kann als Beweis dafür dienen, daß ein großer Bestand der Bücher zurückblieb. Aber wohin sind sie nach dem Tode ihres einstigen Besitzers verschlagen worden? Wir wissen es nicht. Manches wertvolle Buch mag sich heute

[1]) 23. März 1875. Schweizer. Bundesrat an Bürgermeister und Rat des Kantons Basel.

noch in Basler Privatbesitz befinden[1]), ohne daß der Sammler daran denkt, daß es der Bibliothek des Revolutionärs angehört hat. Auch die Universitätsbibliothek kann das eine oder andere Werk beherbergen, ohne daß wir seine Herkunft aus der benachbarten Neuen Vorstadt ahnen. Zur Zeit, da Professor Wilhelm Vischer die Leitung der Öffentlichen Bibliothek in der Hand hatte, kam ein Teil des Ochsischen Nachlasses in den Besitz dieser Sammlung. Der den Basler Geschichtsfreunden wohlbekannte Konrektor Fechter vermittelte die Schenkung, und Vischer übernahm es selber, die Papiere durchzusehen „und eine Anzahl derselben für die Bibliothek auszulesen". Es handelte sich in der Hauptsache um das Manuskript der Basler Geschichte[2]).

Das Spiel des Zufalls läßt uns unter Umständen plötzlich eine Spur jener vergangenen Bücherherrlichkeit finden: der Ochsische Katalog nennt die Constitutions des treize Etats-Unis, 1783[3]). Benjamin Franklin hat ihm persönlich das Exemplar im Jahre 1784 in Passy bei Paris überreicht[4]). Ochs war ein Verehrer des Amerikaners; er hat sich auf einem Bilde darstellen lassen mit Franklins Büste im Hintergrund. Das Büchlein war ihm gewiß kostbar, aber mit den andern ging es in fremde Hände über. Sein heutiger Besitzer ist die Basler Universitätsbibliothek.

* * *

Bücherschicksale! Mit ihnen verbunden ist das Schicksal des Mannes, der, vom äußern Glück begünstigt, sich eine einzigartige Bibliothek bilden konnte, eine Büchersammlung, die als Ausdruck seiner persönlichen Bildung gelten kann, und in der das Jahrhundert mit seinen mannigfaltigen Geistesströmungen sich spiegelt. Diese Sammlung, die sein Stolz war und um die er beneidet wurde, teilte das Geschick ihres Herrn, indem sie an den Glücks- und Wechselfällen seines Lebens teil hatte. Was wir von ihr wissen, gibt uns einen

[1]) Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, mit einer ausführlichen Widmung des Verfassers, scheint Familienerbstück geblieben zu sein. (Besitzer Herr Prof. Ed. His.)

[2]) 5. März 1867. Wilhelm Vischer an Ed. His-Heusler. FAH. Ein Fragment befindet sich auch auf der Zentralbibliothek Zürich. Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. G. Guggenbühl.

[3]) Als No. 50.

[4]) Vgl. Ed. His, Geschichte des schweizer. Staatsrechts. I, 164, Anm. 11.

großen Begriff von dem geistigen Streben ihres Eigners, besonders dann, wenn wir Isaak Iselin und auch Ochs selbst klagen hören über den Mangel an höhern Interessen in der Bürgerschaft und wenn wir von Mißachtung wissenschaftlicher Bestrebungen im damaligen Basel vernehmen.

Peter Ochs gehört nicht zu den gewöhnlichen Sammlern, die irgend einer Mode folgten. Der literarische Eifer trieb ihn zu den Büchern. Seine Bibliothek offenbart einen auf das Universale gerichteten Geist. Sie ist nicht nur die Bibliothek eines Fachgelehrten. Von der schönen Literatur ging Ochs aus. Sie allein befriedigte aber seinen Wissenstrieb nicht. Seine Beweglichkeit und Aufnahmefähigkeit konnte sich auch mit der Geschichtswissenschaft nicht begnügen. Sein Wesen, wie seine Bibliothek, trägt die Signatur des encyklopädischen Zeitalters. Im wahren Sinne des Wortes und auf allen Gebieten des Denkens suchte er Aufklärung. Er war ein Mann von Gemüt und Phantasie. Aber seine Kultur war doch diejenige seiner Zeit: Verstandeskultur. In der Mischung deutscher und französischer Elemente könnte er als Repräsentant seiner Vaterstadt gelten. Aber die französische Art geht bei ihm tiefer als bei seinen „gebildeten" Mitbürgern, die zwar französisch lesen, französisch schreiben, womöglich den französischen Gottesdienst besuchen, mit französischen Kaufleuten Handel und Wandel treiben oder als Offiziere in französischem Dienst stehen. Er *denkt* französisch, — öffnet sich darum auch den Deklamationen der Revolution. Die französischen Bücher bilden in seiner Bibliothek das größere Kontingent. Das gilt von der schönen Literatur, und erst recht von den exakten Wissenschaften.

Er besaß den Glauben an das Wissen, das in Leder oder Pergament gebunden war. Obschon er aber eine hervorragende Büchersammlung besaß, als ob er nur zum Gelehrten oder stillen schöngeistigen Genießer bestimmt wäre, nahm er teil an der Entwicklung seiner Zeit. Er war nicht nur das Objekt einer geistigen Umwälzung, die sich in seiner Büchersammlung und in seiner Bildung ausdrückte, sondern er trat handelnd auf. Er war nicht nur Geschichtsschreiber, sondern er selber wurde Gegenstand der Geschichte.